

editorial Rosa Amelia Plumelle-Urbe Von der koloniale
ei zur Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus Kun
e III. Afrika in der NS-Planung eines groß-germanische
Katharina Oguntoye Afrikanische Zuwanderung nach D
nd zwischen 1884 und 1945 Martha Mamozai Frauen u
ialismus – Eine weibliche Variante des „Herrenmensch
Chandra-Milena Danielzik und Romin Khan Statisten ih
en Alltags. Townshiptouren in Kapstadt als Herausforde
ie Tourismuskritik Ein Interview mit Susan Arndt Ein G
ur Kritische Weißseinsforschung in Deutschland Daniel
Rezension – „Weißsein im Widerspruch“ von Eske Woll
al Rosa Amelia Plumelle-Urbe Von der kolonialen Bar
ernichtungspolitik
frika in der NS-Pla
Katharina Oguntoy
nd zwischen 1884



african reflections

eJournal Oktober 2007

von AfricAvenir international e.V.



Inhalt

- 3 Editorial

- 4 Rosa Amelia Plumelle-Uribe
VON DER KOLONIALEN BARBAREI ZUR VERNICHTUNGSPOLITIK DES NATIONALSOZIALISMUS

- 12 Kum'a Ndumbe III.
AFRIKA IN DER NS-PLANUNG EINES GROSS-GERMANISCHEN REICHES

- 16 Katharina Oguntoye
AFRIKANISCHE ZUWANDERUNG NACH DEUTSCHLAND ZWISCHEN 1884 UND 1945

- 19 Martha Mamozai
FRAUEN UND KOLONIALISMUS – EINE WEIBLICHE VARIANTE DES „HERRENMENSCHENTUMS“

- 29 Chandra-Milena Danielzik und Romin Khan
STATISTEN IHRES EIGENEN ALLTAGS. TOWNSHIPTOUREN IN KAPSTADT
ALS HERAUSFORDERUNG FÜR DIE TOURISMUSKRITIK

- 33 Ein Interview mit Susan Arndt
EIN GESPRÄCH ZUR KRITISCHEN WEISSEINSFORSCHUNG IN DEUTSCHLAND

- 37 Daniel Bendix
REZENSION – „WEISSEIN IM WIDERSPRUCH“ VON ESKE WOLLRAD

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

vor Euch liegt oder flimmert das erste eJournal von *AfricAvenir International e.V.* Mit einiger Verspätung haben wir es nun endlich geschafft, diese lang geplante und ersehnte Zusammenstellung der Ergebnisse unserer Arbeit des letzten Jahres zu verwirklichen.

2006 haben wir die Veranstaltungsreihe ‚*african reflections*‘ in Leben gerufen. Sie bestand aus Film- und Diskussionsveranstaltungen, Szenischen Lesungen, Workshops und der Neugestaltung unserer Website. Dabei trafen viele Leute aufeinander, es entstanden spannende und perspektivenverschiebende Diskussionen, Vorträge und Eindrücke, die nicht nur AfricAvenir und unsere Arbeit als ein konstruktives Echo begleiten. Um die entstandenen Diskussionen und Gedanken fortführen und vertiefen zu können, haben wir in diesem eJournal eine Sammlung verschriftlichter Beiträge unseres *Dialogforums* gesammelt und, daran anlehnend, weitere hinzugefügt. Das Anliegen von ‚*african reflections*‘ war es, sowohl die aktuellen afrikanischen Debatten um eine kulturelle, wirtschaftliche und politische Renaissance des Kontinents als auch die kritische Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands und Europas einem breiten Publikum vorzustellen. Im *Dialogforum* ging es dabei vor allem um die Beschäftigung mit dem deutschen und europäischen Kolonialismus und dessen Fort- und Einschreibung in die gesellschaftliche und politische Gegenwart.

Um zu verstehen, wie *AfricAvenir* zu diesem Fokus kam, ist ein kleiner Exkurs nötig: Die Auseinandersetzung mit den afrozentrischen und emanzipatorischen Perspektiven der *Afrikanischen Renaissance* hatte für uns zur Konsequenz, dass wir Problemzusammenhänge in Afrika bzw. Themen der Afrikanisch-Europäischen Beziehungen neu verstehen lernen und uns kontinuierlich mit unseren Klischees, Vorurteilen

und tagtäglichem Rassismus auseinander setzen mussten. Als Gruppe von hauptsächlich in Deutschland Sozialisierten und zu einem Großteil ‚Weißer‘ mussten wir erkennen, dass es nicht reicht, Vorträge oder Veranstaltungen von Afrikanischen und Schwarzen Wissenschaftler/innen, Künstler/innen und Aktivist/innen zu besuchen und auf diese Weise allein Veränderungsprozesse hervorzurufen. Es kann unserer Ansicht nach nur zu einem Dialog zwischen ‚Afrika‘ und ‚Europa‘ und zwischen ‚Schwarzen‘ und ‚Weißer‘ kommen, wenn auch die von Rassismus profitierende Seite aktiv daran arbeitet, die eigene Verstricktheit in koloniales und rassistisches Denken und Handeln zu erkennen und verantwortlich damit umzugehen. *AfricAvenir International e.V.* engagiert sich deswegen dafür, die Afrikanisch-Europäischen Beziehungen unter Berücksichtigung des Ansatzes der Kritischen Weißseinsforschung zu untersuchen. Dazu gehört für uns auch, uns intern mit unserer privilegierten Position als weißer Organisation in Deutschland auseinander zu setzen und in unsere praktische Arbeit einfließen zu lassen. Erst die andauernde Beschäftigung mit Rassismus und Kritischem Weißsein und der verantwortliche Umgang mit Privilegien ermöglicht uns eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Afro-Deutschen, Afrikanischen und migrantischen Gruppen, um gemeinsam rassistische Strukturen zu erkennen und aufzubrechen.

Unser Dank geht an die Autor/innen der Texte, an *Nayeli Zimmermann*, die für das Layout dieses eJournals verantwortlich ist, und natürlich an die Institutionen und Menschen, mit denen wir zusammen gearbeitet haben.

Wir wünschen Euch eine gute Lektüre und die eine oder andere konstruktiv-verstörende Erkenntnis,

Eure „eJournalen“ von *AfricAvenir*.

Von der kolonialen Barbarei zur Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus

Rosa Amelia Plumelle-Urbe, AfricAvenir Dialogforum Berlin, 15. Juni 2006

Wir sind heute hier, um gemeinsam den historischen Zusammenhang zu analysieren, der sich wie ein roter Faden von der kolonialen Barbarei zur Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten zieht. Ziel dieser Analyse ist, wenigstens einige der Faktoren zu identifizieren, die in direkter oder indirekter Weise die Entwicklung und den ideologischen Erfolg eines entmenslichenden Plans wie den der nationalsozialistischen Barbarei in Deutschland und in der Welt möglich gemacht haben.

Diese Analyse ist Grundvoraussetzung für jede Initiative, die sich zum Ziel setzt, Diskriminierung zu bekämpfen, ganz gleich welcher Art; angefangen bei dieser diskriminierenden Praxis, Verbrechen klassifizieren und hierarchisieren zu wollen, um dann, je nach der Herkunft der Opfer und der Täter, diejenigen Verbrechen zu identifizieren, die verurteilt werden müssen. Diese Hierarchisierung der Verbrechen und damit auch ihrer Verurteilungswürdigkeit bleibt ein Haupthindernis im Kampf um Prävention von Verbrechen gegen die Menschlichkeit, unter anderem von Genoziden.

Sklaverei und Sklavenhandel

Es ist notwendig, gleich zu Anfang klar zu stellen, dass Eroberungskriege und Verbrechen, die im Zuge kolonialer Herrschaft verübt wurden, ebenso wie die Herabsetzung von Menschen zu Sklaven schon sehr früh in der menschlichen Geschichte Realität waren.

Als sich zum Beispiel die arabisch-muslimische Herrschaft nach Europa ausbreitete, war der Handel mit Menschen bereits eine Jahrtausende währende Praxis unter Europäern. Die Herrschaft des Islam in Spanien (711 bis 1492), hat lediglich den innereuropäischen Sklavenhandel dynamisiert¹ und den

¹ Zu diesem Thema siehe Charles Verlinden, *L'esclavage dans l'Europe médiévale*, Tome 1 Péninsule Ibérique, France 1955; Tome 2 Italie Colonies italiennes du Levant latin Empire Byzantin, 1977.

Kontinent in einen wichtigen Lieferanten von Sklaven – Männer wie Frauen – verwandelt, die in die islamischen Länder verschleppt wurden.

Die meist slawischen Gefangenen nährten den Menschenhandel zwischen Venedig und dem arabisch-muslimischen Reich im südlichen Mittelmeerraum. Dies ist auch der Grund, weshalb in den westlichen Sprachen das Wort „Sklave“ (frz. *esclave*) oder „Slawe“ (frz. *slave*) sich gegenüber dem lateinischen „*servus*“ durchsetzte, um die unfreien Arbeiter/innen zu bezeichnen. Anders ausgedrückt: Mehrere Jahrhunderte lang verkauften Christen andere Europäer an jüdische Händler, die sich auf die ‚Produktion‘ von Eunuchen² spezialisiert hatten, welche zu jener Zeit in den Ländern des muslimischen Imperiums eine gefragte ‚Handelsware‘ darstellten.

Auf den europäischen Sklavenhandel im sog. Mittelalter spezialisierte Forscher/innen haben zwischen dem institutionalisierten Sklavenhandel in Europa und dem von Europäern in den Amerikas durchgesetzten kolonialen Ausbeutungssystemen wichtige Kontinuitäten ausgemacht. Für Jacques Heers ist es „Charles Verlinden – der in diesem Punkt ein echter Pionier – zu verdanken, darauf hingewiesen zu haben, dass die koloniale Eroberung und Ausbeutung in den Amerikas in ganz wesentlichem Maße von einigen zeitnahen Erfahrungen im Mittelmeerraum inspiriert waren und außerdem in ungebrochener Kontinuität zu Vorläufern aus dem Mittelalter standen.“³

Ich habe mich dennoch entschlossen, meine Analyse mit dem Jahr 1492 zu beginnen, also mit der Ankunft

² Charles Verlinden, *L'esclavage dans l'Europe médiévale*, Tome 2, vor allem Kapitel II *La traite vénitienne et la traite juive*, S. 115ff; und auch Kapitel III *La traite des eunuques*, p. 981 ff. Dieses Buch, über Buchhandlungen nicht mehr zu beziehen, kann in den Bibliotheken des Centre Pompidou und der Sorbonne eingesehen werden.

³ Jacques Heers, *Esclaves et domestiques au Moyen Âge dans le monde méditerranéen*, Paris, 1981, S. 12.

der Europäer auf dem amerikanischen Kontinent⁴, obwohl ich mir der eben genannten Vorläufer und deren Bedeutung durchaus bewusst bin. Diese Entscheidung habe ich getroffen, weil die Vernichtung der indigenen Bevölkerungen des amerikanischen Kontinents, die Errichtung der Kolonialherrschaft und des Systems der Entmenschlichung Schwarzer⁵ Menschen bis dahin in der Geschichte der Menschheit keine Entsprechung hatten. Und vor allem, weil diese mehr als drei Jahrhunderte währende Erfahrung die theoretische Systematisierung von Ungleichheit nachhaltig bestimmt hat, darunter auch die Ungleichheit der ‚Rassen‘⁶, deren Konsequenzen bis heute aktuell sind.

Der erste Genozid der Moderne

Die auf die Eroberung Amerikas spezialisierten Historiker/innen sind sich heute mehr oder weniger einig über die Zahl der Einwohner Amerikas am Vorabend der europäischen Invasion. Vor 1500 lebten ca. 80 Millionen Menschen auf dem amerikanischen Kontinent. Diese Zahl wurde mit derjenigen verglichen, die 50 Jahre später spanische Erhebungen ergaben.⁷

Um 1550 waren von den 80 Millionen Indígenas nur noch 10 Millionen übrig. In relativen Zahlen gesprochen wurden 90 % der Bevölkerung vernichtet. Ein unvorstellbares Blutbad, das in absoluten Zahlen ausgedrückt die Vernichtung von 70 Millionen Menschenleben bedeutet. In den letzten Jahren gelangten zudem südamerikanische Historiker/innen zu dem Schluss, dass am Vorabend der Eroberung der amerikanische Kontinent mehr als 100 Millionen Einwohner zählte. Von einem europäischen Standpunkt betrachtet sind diese Schätzungen inakzeptabel, und das nicht ohne Grund! Wenn diese Zahlen stimmen, bestätigen sie die Vernichtung von 90 Millionen Menschen.

Doch jenseits der reinen Zahlen hatte die kollektive Verhaltensweise der christlichen Eroberer nachhaltige Konsequenzen, die bis in die Gegenwart reichen. Zum Beispiel wurde die nachträgliche Rechtfertigung dieses Genozids zur Grundlage für die kulturelle, ideologische

und politische Entwicklung einer *weißen*⁸ Vorherrschaft, zunächst gegenüber nicht-europäischen Völkern und schließlich auch innerhalb Europas.

Der Status der Straffreiheit, den die Konquistadoren genossen, sollte fatalerweise das rasche Aufkommen äußerst beunruhigender Praktiken fördern. So zum Beispiel die abscheuliche Angewohnheit, Hunde mit *Indígenas* zu füttern, manchmal mit Neugeborenen, die man den Müttern entriss und in die Käfige ausgehungertes Hunde warf. Oder der ‚Brauch‘, sich zu amüsieren, indem man *Indígenas* bei lebendigem Leibe verbrannte.⁹ Diese Tragödie war die erste direkte Konsequenz der ‚Entdeckung Amerikas‘, wie sie von den Geschichtsbüchern immer genannt wird.

Die afrikanische Lösung

Nachdem sie die Bevölkerungen des amerikanischen Kontinents nahezu ausgelöscht hatten, machten die westlichen Mächte aus dem afrikanischen Kontinent einen Sklavenlieferanten für Amerika. Dieses Unternehmen, das im Übrigen die größte Deportation in der Geschichte der Menschheit war, hat die Wirtschaft der afrikanischen Staaten zerstört und den Kontinent eines Teils seiner Bevölkerung beraubt. An dieser Stelle erscheint es mir angemessen, an den Zustand der afrikanischen Länder im Augenblick ihres Zusammenstreffens mit den Europäern zu erinnern. Es ist heute eine weithin anerkannte Tatsache, dass die Produktionsweise in Afrika nicht auf Sklavenarbeit beruhte, die Gesellschaften aber dennoch gewisse Formen der Leibeigenschaft kannten.¹⁰ Wie bereits erwähnt, war im Mittelalter die Sklaverei wie auch der Handel mit Menschen eine in der damaligen Welt gängige und weit verbreitete Praxis, und Afrika war auch in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Seit dem 7. Jahrhundert belieferte das sub-saharische Afrika ebenso wie Europa seit dem 8. Jahrhundert das arabisch-muslimische Reich mit Sklaven. Es scheint, als haben Ausmaß und Modalität jenes Handels dem Wirtschaftswachstum in den betroffenen Ländern nicht im Weg gestanden. Im Gegenteil wird oft konstatiert, dass die islamische Herrschaft in Spanien nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, dass Europa begann, aus der Finsternis des Mittelalters heraus zu treten. Was Afrika betrifft, so stellt man fest, dass die Länder dieses Kontinents trotz

4 Mit ‚Amerika‘ und ‚amerikanischer Kontinent‘ bezeichnet die Autorin immer die ‚Amerikas‘, also sowohl Nord-, Mittel- und Südamerika.

5 In Anlehnung an die derzeitigen Debatten in der Kritischen Weißseinsforschung in Deutschland wird Schwarz groß geschrieben, um zu kennzeichnen, dass es sich dabei nicht um eine biologistische oder kulturalistische Bezeichnung handelt, sondern um eine gesellschaftliche und politische Kategorie, die zu analytischen Zwecken verwendet wird (vgl. Eggers et al. 2005: 13) (Anm. d. Ü.).

6 ‚Rasse‘ wird in Anführungszeichen gesetzt, wenn damit das biologistische Konzept, das in naturwissenschaftlicher Hinsicht jeglicher Grundlage entbehrt, gemeint ist (Anm. d. Ü.).

7 Zu diesem Thema siehe Tzvetan Todorov, *La conquête de l'Amérique. La question de l'autre*, Paris, 1982.

8 *weiß* wird klein und kursiv geschrieben, um zwar ebenfalls das Konstruktive zu markieren, aber eine Abgrenzung zu Schwarz zu vollziehen, welches auf den emanzipatorischen Charakter von *Schwarzsein* in der Selbstzuschreibung von ‚Schwarzen‘ bzw. *People of Colour* als ‚Schwarzen‘ bzw. *People of Colour* hinweist (vgl. Maureen Maisha Eggers et al., *Mythen, Masken und Subjekte*, 2005, S. 13) (Anm. d. Ü.).

9 Siehe Bartolomé de Las Casas, *Brevísima relación de la destrucción de las Indias*, Buenos Aires, 1966; wie auch *Historia de las Indias, México*, Fondo de Cultura Económica, 1951.

10 Basil Davidson, *Africa in History*, Phoenix Press, 2003 (2nd impression), S. 205–216.

des Einschnitts durch den arabisch-muslimischen Sklavenhandel, sozialen Wohlstand und ein hohes Lebensniveau genossen.

Die Entvölkerung des Kontinents ebenso wie die Misere und Armut seiner kranken und hungernden Einwohner, wie sie von Afrikareisenden im 19. Jahrhundert beschrieben wird, steht in krassem Gegensatz zu Berichten über dicht bevölkerte Länder, florierende Wirtschaft, ergiebige Landwirtschaft, vielfältiges Handwerk, belebten Handel und besonders über einen hohen sozialen Wohlstand, von denen Reisende und Geographen erzählten, die zwischen dem 8. und 17. Jahrhundert auf den afrikanischen Kontinent kamen und deren Darstellungen uns nun dank diverser Forschungen bekannt sind, u.a. durch die Veröffentlichungen von Diop Maes¹¹.

Zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert haben die von den Sklavenhändlern zwecks ‚Sklavengewinnung‘ angezettelten und durchgeführten Kriege und Razzien zur weitgehenden Zerstörung der Binnenwirtschaft, des Sozialgefüges und der Demographie der afrikanischen Gesellschaften geführt. Arabischer und europäischer Sklavenhandel, vor allem aber der massive, ja sogar industrielle Charakter des transatlantischen Sklavenhandels, haben dem afrikanischen Kontinent in drei Jahrhunderten unvergleichlichen Schaden zugefügt. Dies kann als die zweite Konsequenz der Kolonisierung Amerikas angesehen werden.

Unternehmen Entmenschlichung

Im Zuge der Kolonisierung des amerikanischen Kontinents wurden die überlebenden *Indigenas*, ihres Landes enteignet, in Reservate abgeschoben. Gleichzeitig wurden Millionen von afrikanischen Frauen, Kindern und Männern nicht nur ihrer Heimat entrissen und nach Amerika deportiert, sondern vor allem auch systematisch aus dem Menschengeschlecht ausgeschlossen und zu ‚Untermenschen‘ oder Gegenständen erniedrigt. Die auf ‚Rassen‘zugehörigkeit beruhende dekretierte Minderwertigkeit der ‚Nicht-Weißen‘ und die entsprechende Superiorität der *weißen* ‚Rasse‘ wurden in Gesetzen festgeschrieben, von der christlichen Kirche legitimiert und unterstützt und durch exemplarische Taten bekräftigt.

Die Kolonialmächte Spanien, Portugal, Frankreich, England und Holland schafften sich Rechtssysteme, in deren Rahmen die Entmenschlichung der ‚Schwarzen‘ legal erfolgen konnte. Folglich hatte jede Kolonialmetropole ihr eigenes juristisches Arsenal, mittels dessen sie ihre völkervernichtende Politik im ‚Konzentrationsuniversum Amerikas, (*univers concentrati-*

onnaire d’Amerique) durchführen konnte. In diesem Zusammenhang ist der französische *Code Noir*¹² sicherlich das ausgefeilteste Gesetzeswerk. Im Jahre 1685 in Kraft getreten, ist diese juristische Monstrosität bis zur zweiten Abschaffung des Sklavenhandels in den französischen Kolonien 1848 wirksam geblieben.

Es ist vielsagend, dass sich während des 16. und 17. Jahrhunderts – soweit bekannt – nicht eine einzige autoritative Stimme gegen diese legalisierte Entmenschlichung der ‚Schwarzen‘ erhoben hat. Sogar im 18. Jahrhundert, das doch immerhin das Jahrhundert der Aufklärung war, hat keiner der ‚großen Philosophen, von den verantwortlichen Regierungsstellen die unmittelbare und tatsächliche Abschaffung der beschriebenen Gesetze, welche die Verbrechen legalisierten, gefordert.¹³

Eine von allen geteilte Ideologie

Man macht sich nicht ausreichend bewusst, dass aufgrund der Rassialisierung der Sklaverei im Konzentrationsuniversum Amerikas der Glaube an die Überlegenheit der *weißen* ‚Rasse‘ und an die entsprechende Minderwertigkeit der ‚Schwarzen‘ in der westlichen Kultur tief verwurzelt ist. Es ist wichtig zu wissen, dass dieses gefährliche Erbe der europäischen Kolonialherrschaft, im Zusammenspiel mit dem der Aufklärung eigenen und fast krankhaften Zwang, alles zu ordnen, zu hierarchisieren, zu klassifizieren, eine Kultur hervorgebracht hat, die der Vernichtung von als minderwertig angesehenen Völkern Vorschub leistete.

Zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert zielte die gesamte literarische und wissenschaftliche Produktion in Bezug auf die *Indigenas* in Amerika darauf ab, ihre Vernichtung zu legitimieren. Nach drei langen Jahrhunderten der christlich kontrollierten kolonialen Barbarei war der Glaube – vor allem unter spanischen Katholiken – fest verankert, dass es keine Sünde sei, einen „Indio“ zu töten.¹⁴ Dieser Glaube wurde durch die anglophonen Protestanten bestärkt, für die „nur ein toter Indianer ein guter Indianer“ war. Auch war die gesamte auf die Bestialisierung der ‚Schwarzen‘ bezogene Literatur eine unverblümete Propaganda zugunsten des

¹¹ Ich empfehle an dieser Stelle das Werk der Pionierin Louise Marie Diop Maes, *Afrique Noire Démographie Sol et Histoire*, Paris, 1996.

¹² Louis Sala-Molins, *Le code noir ou le calvaire de Canaan*, Paris, 1987.

¹³ Louis Sala-Molins, *Les Misères des Lumières. Sous la Raison, l’outrage*, Paris, 1992.

¹⁴ Im Kolumbien des Jahres 1972 wurde eine Gruppe von Bauern (alles Analphabeten) angeklagt, 18 *Indigenas*, Frauen, Männer und Kinder, niedergemetzelt zu haben. Die Angeklagten wurden von einer Volksjury freigesprochen, da sie nicht wussten, dass *Indigenas* zu töten eine Sünde war, geschweige denn, ein Verbrechen. Siehe zu diesem Thema Rosa Amelia Plumelle-Urbe, *La férocité blanche des non-Blancs aux non-Aryens – Génocides occultés de 1492 à nos jours*, Paris, 2001.

Sklavenhandels und der Versklavung der ‚Schwarzen‘, welche als zivilisatorischer Fortschritt präsentiert wurden.

Als schließlich das Konzentrationsuniversum Amerikas aufgelöst wurde, hatten die durch dessen Abschaffung ausgelösten Veränderungen nur sehr geringe Wirkung. Erstens, weil die meisten der durch die institutionalisierte Barbarei aufgebauten Strukturen quasi unangestastet blieben. Und auch, weil der Triumph des wissenschaftlichen Denkens über den religiösen Glauben, der „Herrenrasse“ und den Werten der westlichen ‚Zivilisation‘ eine neue Glaubwürdigkeit verlieh, welche die Religion unter ‚aufgeklärten Geistern‘ der Zeit nicht mehr genoss.

Von nun an konnten sich die Kolonisierung und die in ihrem Namen begangenen barbarischen Verbrechen, wie zum Beispiel die Vernichtung von als minderwertig betrachteten Völkern, auf einen wissenschaftlichen Diskurs berufen.

Eine Kultur der Vernichtung

Eine minutiöse Forschungsarbeit über die Rolle der westlichen Wissenschaftler bei der Entwicklung einer Vernichtungskultur, die im 19. und Anfang des 20. Jahrhundert in den Kolonialländern vorherrschte, tut Not und wäre sehr wünschenswert. Trotz vielfältiger und interessanter Berührungspunkte ist dies nicht das Thema dieses Beitrags. Dennoch können wir einige Andeutungen wagen, vor allem für diejenigen unter uns, die sich mit diesem Thema intensiver beschäftigen möchten.

Mitte des 19. Jahrhunderts waren die *Geographical Society* und die *Anthropological Society* in London wie auch die *Société de Géologie* in Paris die bekanntesten und ruhmreichsten Wissenschaftsverbände. Am 19. Januar 1864 fand ein von der *Anthropological Society* organisierter Runder Tisch über „Das Aussterben der minderwertigen Rassen“ statt. Es ging um das Recht der „überlegenen Rassen“, die als für ihre Interessen lebenswichtig erachteten Gebiete zu kolonisieren. Im *JOURNAL OF THE ANTHROPOLOGICAL SOCIETY OF LONDON*, Vol. 165, 1864 wurde ein Bericht dieser Konferenz publiziert. Hier wurde hauptsächlich die Frage behandelt, ob die Ausrottung der „minderwertigen Rassen“ im Zuge von Kolonisation unausweichlich sei oder ob es grundsätzlich auch möglich sei, dass diese mit der überlegenen ‚Rasse‘ koexistieren könnten, ohne zwangsläufig ausgelöscht zu werden.¹⁵

Zu dieser Zeit hatte Großbritannien neben dem Genozid an den Einwohnern Nordamerikas auch schon die Einwohner Australiens, unter ihnen die Tasmanier, ausgerottet. In Frankreich hielt *Albert Sarraut* eine Rede vor Studierenden der „*Ecole Coloniale*“: „Es wäre albern, den europäischen Unternehmungen ein angebliches Nutzungsrecht entgegen zu stellen [...], das Reichtümer im Besitz unfähiger Hände beließe.“¹⁶ Der französische Soziologe *Georges Vacher de Lapouge* seinerseits bekräftigte, dass es nichts Natürlicheres gebe, als die Versklavung „minderwertiger Rassen“ und trat für eine einzige überlegene ‚Rasse‘ ein, die sich durch natürliche Auslese bilden sollte.

Sich widersetzende Wissenschaftler

Auffällig ist, dass die meisten deutschen Anthropologen, wenngleich auch sie von der Überlegenheit ihrer eigenen ‚Rasse‘ überzeugt waren, nicht die Meinung ihrer britischen, nordamerikanischen oder französischen Kollegen bezüglich der zwangsläufigen Auslöschung der als minderwertig angesehenen ‚Rassen‘ beim Kontakt mit der ‚Zivilisation‘ teilten. *Prof. Theodor Waitz* zum Beispiel entwickelte zwischen 1859–1862 eine Theorie mit dem Ziel, die Hypothesen seiner westlichen Kollegen, die in der Legitimierung der in ihren jeweiligen Kolonialreichen begangenen Verbrechen verfangen waren, zu widerlegen. 1868 verfasste einer seiner Schüler, *Georg Gerland*, eine Studie über die Vernichtung „minderwertiger Rassen“. Er verurteilte die physische Gewalt der Kolonisatoren und benannte diese als Hauptgrund für das Aussterben der kolonisierten Völker. Weiterhin stellte er fest, dass es kein natürliches Gesetz gebe, wonach ‚primitive‘ Völker angesichts fortschreitender ‚Zivilisation‘ zwangsläufig ausstürben. Das Plädoyer dieses deutschen Wissenschaftlers für das Lebensrecht der als minderwertig angesehenen ‚Rassen‘ ist eine der wenigen Ausnahmen in dieser Zeit.

1891 veröffentlicht der deutsche Anthropologe *Friedrich Ratzel* sein Werk *ANTHROPOGEOGRAPHIE – DIE GEOGRAPHISCHE VERBREITUNG DES MENSCHEN*. Im zehnten Kapitel mit dem Untertitel *Der Untergang der minderwertigen Kulturen beim Kontakt mit der Kultur* bringt er seine Abneigung gegen die Zerstörung indigener Völker zum Ausdruck: „Es ist eine bedauernde Regel geworden, dass wenig fortgeschrittene Völker beim Kontakt mit hochkultivierten aussterben. Dies gilt für die große Mehrheit der Australier, der Polynesier, der Nordasiaten, der Nordamerikaner, wie auch im Falle zahlreicher südafrikanischer und südamerikanischer Völker (...). Die Eingeborenen werden umgebracht, verjagt, proletarisiert und man

15 Sven Lindqvist, *Exterminez toutes ces brutes. L'odyssée d'un homme au coeur de la nuit et les origines du génocide européen*, Paris, 1999.

16 Aimé Césaire, *Discours sur le colonialisme*, Paris, 1955.

zerstört ihre sozialen Organisationsformen. Das Hauptcharakteristikum der Politik der Weißen ist die Gewaltanwendung der Stärkeren gegen die Schwächeren. Das Ziel ist, sich ihrer Gebiete zu bemächtigen. Dieses Phänomen ist in Nordamerika am ausgeprägtesten. Landhungrige Weiße zwängen sich in schwache und teilweise zerstörte Indianer-Siedlungen.“¹⁷ Dies sollte der letzte Vortrag sein, in dem Prof. Ratzel eine der Auslöschung „minderwertiger Völker“ widerstrebende Sichtweise formulierte.

Eine unglückselige Entwicklung

Die in Berlin zusammen gekommenen ehemaligen Sklavenhandelsmächte beschließen 1884/85 die Aufteilung Afrikas. Deutschland sichert sich die Kontrolle über Südwestafrika (heute Namibia), Ostafrika (heute Tansania, Ruanda und Burundi), Togo und Kamerun.

Der Eintritt Deutschlands ins Kolonialgeschäft bewirkt einen deutlichen Einschnitt zwischen dem Diskurs der deutschen Wissenschaftler vor 1890 und dem nach 1890 zum gleichen Thema: Ausrottung der „minderwertigen Rassen“ oder ihre Versklavung und somit Nutzbarmachung im Interesse der Konquistadoren und des Fortschritts der Zivilisation. So veröffentlicht *Prof. Ratzel* 1897 sein Werk *Politische Geographie oder die Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges*, in dem er nun eindeutig für die Auslöschung „minderwertiger Rassen“ Partei ergreift. Er schreibt, dass ein sich entwickelndes Volk, das zusätzliche Siedlungsgebiete benötige, sich diese erobern müsse, und zwar „mittels der Ausrottung und Umsiedlung ihrer Bewohner und der Verwandlung ihres Landes in unbewohnte Gebiete“¹⁸.

Die Kombination aus wirtschaftlicher Dominanz und rassistischen Methoden hat die weiße christliche Überlegenheit möglich gemacht. Ihre hegemoniale Ideologie beherrscht den Planeten und erreicht den Gipfel ihres Glanzes zwischen der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Selbst in den alten Kolonialgebieten ist die Politik der Vernichtung „minderwertiger Rassen“ fortgeführt worden.

Eine triumphierende Ideologie

Die meisten Staaten Amerikas erklärten im 19. Jahrhundert ihre Unabhängigkeit. Die herrschenden Klassen dieser Staaten wähen sich weiß, weil sie von europäischen Abenteurern abstammen, die oftmals Indígena-Frauen vergewaltigt hatten. An der

Macht seit den Unabhängigkeitskriegen, haben sich diese Eliten immer schon mit ihren weißen Vorfahren identifiziert und auch de facto die von den Kolonisatoren geerbten Methoden der Vernichtung der Indígenas übernommen. Im April 1834 ordnete die argentinische Regierung – Argentinien war erst seit kurzer Zeit unabhängig – die „*Campaña del desierto*“ (Wüstenkampagne) an, deren Ziel es war, die überlebenden Indígenas der Pampa auszurotten. Geleitet von *Juan Manuel de Rosas*, der ein Jahr später Präsident Argentiniens werden sollte, wurde diese Kampagne in enger Kooperation mit der chilenischen Regierung durchgeführt. Die erste konstitutionelle Regierung Uruguays unter *Fructuoso Rivera* hat sich ebenfalls an dieser Kampagne beteiligt, welche die Pampa in einen unbewohnten Raum verwandeln sollte...

Trotz der extremen Gewalttätigkeit dieser Kampagne starben nicht alle Indígenas, zum Ärger von Präsident *Rosas*, der diese aufgrund ihrer Widerspenstigkeit gerne mit Insekten verglich. Um dem Misserfolg der ersten Kampagne zu begegnen, beschloss der Nationalkongress Argentiniens daraufhin die „*Expansion der Grenzen bis zum Rio Negro*“ (*expansión de las fronteras hasta el Rio Negro*), der Ausgangspunkt der zweiten „Wüstenkampagne“, welche die Pampa endgültig von seinen indigenen Bevölkerungen entleeren sollte, zum Wohle von „Zivilisation und Fortschritt“.

Lebensraum vor seiner Zeit

Die „*Campaña*“ fand in einer Zeit statt, in der überlebende Indígenas überall auf dem Kontinent verfolgt wurden. In Nordamerika wurden sie niedergemetzelt und verdrängt, um Raum zu schaffen für zivilisierte, also weiße Familien. In Argentinien war das Ziel der Kampagne das gleiche: die ‚Auswechslung‘ der lokalen durch eine ‚zivilisierte, Bevölkerung‘ welche die Eingliederung der Pampa und Patagoniens in die ‚moderne, argentinische Nation und in den argentinischen Staat sicherstellen sollte.

Einige Jahrzehnte später würde *Heinrich Himmler* das gleiche Prinzip geltend machen, als er sagte: „Die einzige Möglichkeit das soziale Problem zu lösen, ist, dass die überlegene Gruppe die anderen Gruppen umbringt und sich ihrer Länder bemächtigt.“¹⁹ Doch noch geschah dies in Amerika, und die Opfer waren nicht-europäische Bevölkerungen. *Minister Roca*, der die zweite „Wüstenkampagne“ ausgerufen hatte, hat sogar 1880 die Wahlen gewonnen und ist Präsident Argentiniens geworden. Zwar erhoben sich einige

¹⁷ Lindqvist, op. cit., S. 189–190.

¹⁸ Ibid, S. 192.

¹⁹ Götz Aly et Susanne Heim, *Les architectes de l'extermination Auschwitz et la logique de l'anéantissement*, Paris, 2006, S. 25–26.

wenige Stimmen gegen die barbarischen Gräueltaten, die im Zuge dieser Kampagne begangen wurden. Doch im Großen und Ganzen wurde die angebliche Minderwertigkeit der Opfer nicht in Frage gestellt und *Julio Roca* – auch Konquistador der Wüste genannt – gilt bis heute als Begründer des ‚modernen‘ Argentiniens. Die Geschichte dieses Landes hat vor allem festgehalten, dass es unter *Rocas* Präsidentschaft zur Trennung zwischen Kirche und Staat gekommen ist, zur Einführung der standesamtlichen Trauung, des Personenstandsregisters und der laizistischen Erziehung.

Eine der größten Städte Patagoniens trägt bis heute den Namen *Roca*. Es ist noch nicht lange her, da behauptete der Historiker *Félix Luna* ernsthaft: „*Roca* stand für Fortschritt, er hat Argentinien in die moderne Welt integriert: Ich habe mich in seine Position versetzt, um zu verstehen, was, um regieren zu können, die Ausrottung einiger hundert Indios bedeutete (bin auch nicht richtig glücklich damit). Man muss den Kontext der Epoche berücksichtigen, die darwinistische Atmosphäre, die das Überleben und die Durchsetzung des Stärkeren begünstigte (...) Trotz Fehlern, Exzessen und hoher Kosten schuf *Roca* das Argentinien, an dem wir uns heute alle erfreuen: die Parks, die Gebäude, den Gesundheits-, den Justiz- und Regierungspalast.“²⁰

Ausrottbar weil minderwertig

Festzuhalten ist, dass seit dem ersten Genozid der Moderne, begangen durch Christen in Amerika ab 1492, die Stellung der nicht-europäischen Völker und der ‚Schwarzen‘ im Besonderen von den Anforderungen des weißen Überlegenheitsanspruchs bestimmt werden. Die ‚Schwarzen‘, im Konzentrationsuniversum Amerikas aus der menschlichen Gattung ausgeschlossen und zum Untermenschen bzw. zum Gegenstand degradiert, sind bis heute noch immer nicht in ihrer Menschlichkeit bestätigt bzw. wieder in die menschliche Familie aufgenommen worden. Und die überlebenden Indígenas wurden massakriert, um das von ihnen besiedelte Land in unbewohnte Gebiete zu verwandeln.

In Afrika wurde das kongolesische Volk unter dem Schlächter König Leopold derart brutal unterjocht und versklavt, dass die Bevölkerung von 20 Millionen auf 10 Millionen zurück ging.²¹ Auf demselben Kontinent hat Deutschland – wie andere Staaten auch

– die ‚guten Prinzipien der Kolonisation‘ angewendet. Zwischen 1904 und 1906, innerhalb von zwei Jahren also, löschten die Deutschen $\frac{3}{4}$ der Hereros aus. Und hier sind die Opfer unter den *Nama*, *San* und der Gruppe der Nachfahren von *Buren* und *Nama*.²² Im Rahmen der deutschen Kolonialherrschaft in Namibia studierte *Prof. Eugen Fischer* 1908 das „Problem der Bastardisierung beim Menschen“ an den „Baster“ in Rehoboth. Die Empfehlungen des Forschers sind äußerst klar und direkt: Man liest in seiner Abhandlung über die „Mischlinge“: „Man garantiere ihnen den für eine minderwertige Rasse notwendigen Schutz, nicht mehr, und auch nur solange sie uns nützlich sind – wenn dies nicht mehr der Fall ist, soll die natürliche Auslese über ihr Schicksal entscheiden, das heißt, wenn es nach mir geht, sollen sie aussterben.“²³

Diese Arbeit, in der *Eugen Fischer* meinte, die Minderwertigkeit der ‚Schwarzen‘ wissenschaftlich bewiesen zu haben, machte ihn weit über die Grenzen Deutschlands berühmt. Jahre später, als 1933 *Adolf Hitler* an die Macht kam, stellte *Prof. Fischer* ganz selbstverständlich sich und sein weltweites wissenschaftliches Prestige in den Dienst der ‚Rassen‘-politik des neuen Staates. Tatsächlich war dies für das gesamte wissenschaftliche Establishment der Fall.²⁴

Die Gefahr, als minderwertig eingestuft zu werden

Es ist eine nachprüfbare Tatsache: Am Ende des 19. Jahrhunderts und während der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts waren die Ausrottung von als minderwertig angesehenen Menschen oder die Planung ihres Aussterbens Realitäten, um die nicht viel Aufhebens gemacht wurde und deren Opfer nicht mit vielen Solidaritätsbekundungen rechnen konnten. Dies ist der Grund, warum die Nationalsozialisten sich alle Mühe gaben, die Deutschen davon zu überzeugen, dass die Juden, ebenso wie die Slawen und andere Gruppen, anders waren und daher ‚minderwertig‘.

In diesem hinsichtlich der Ausrottung ‚minderwertiger‘ Völker äußerst günstigen Kontext konnten die mit der vierjährigen ökonomischen Planung für das nationalsozialistische Deutschland betrauten wissenschaftlichen Berater, die Vernichtungslogik ihrer Vorgänger und die grausame Verquickung ideologischer Faktoren und utilitaristischer Motivation auf

20 Siehe Diana Lenton, *La cuestion de los Indios y el genocidio en los tiempos de Roca: sus repercusiones en la prensa y la política*, SAAP – Sociedad Argentina de Análisis Político, www.saap.org.ar/esp/page. Siehe auch Osvaldo Bayer, *Le journal argentin* Página/12, Sábado, 22 de octubre 2005.

21 Adam Hochschild, *Les fantômes du roi Léopold II. Un holocauste oublié*, Paris, 1998.

22 Ingol Diener, *Apartheid! La cassure*, Paris, 1986.

23 Benno Muller-Hill, *Science nazie, science de mort*, Paris, 1989, S. 194.

24 Siehe Muller-Hill.

die Spitze treibend, im Osten die Vernichtung von 30 Millionen Menschen anordnen.

In ihrem Essay *Vordenker der Vernichtung* (2004) unterstreichen *Susanne Heim* und *Götz Aly*, dass die Wirtschaftsplaner, welche nicht nach ihrer politischen Radikalität, sondern nach ihrer professionellen Kompetenz ausgesucht wurden, ihre Gutachten auf rein ökonomische und geopolitische Überlegungen stützten, ohne jegliche Bezugnahme auf die ‚Rassen‘ideologie. Sie berichten von einem Sitzungsprotokoll, in dem die Wirtschaftsberater in Anwesenheit *Goebbels* ihren Truppenversorgungsplan erläuterten. *Goebbels* schrieb am 2. Mai 1941 in sein Tagebuch: „Der Krieg kann nur weiter gehen, wenn Russland im dritten Kriegsjahr alle deutschen Streitkräfte mit Lebensmitteln versorgt. Millionen Russen werden ohne Zweifel Hungers sterben, wenn ihnen und ihrem Land die Lebensmittel in diesem Maße abgezogen werden.“ In der Tat sollte dieser Plan zunächst ca. 30 Millionen Slawen das Leben kosten. Doch diese Maßnahme sollte die Versorgung der Truppen für ein weiteres Jahr sicherstellen und darüber hinaus die Gebiete in unbewohntes Land verwandeln, wo in der Folge deutsche Familien angesiedelt werden sollten.

Eine grausame Tradition

So konnte *Herrmann Göring*, dessen Vater der erste deutsche Gouverneur in Namibia war, 1941 seinem Kollegen, dem italienischen Außenminister *Graf Ciano*, mitteilen: „Dieses Jahr werden 20 bis 30 Millionen Menschen in Russland an Hunger sterben. Vielleicht ist dies nur zum Besten, denn manche Nationen müssen ausgerottet werden.“ Diejenigen, die in einer solch perversen Zusammenführung von ideologischem Rassismus und utilitaristischer Motivation die Vernichtung von 30 Millionen Slawen entwarfen, konnten ohne Skrupel die Ausrottung einer ebenfalls als minderwertig erachteten Gruppe planen, in diesem Fall der Juden. Es ist kein Zufall, dass *Prof. Wolfgang Abel*, vom Generalstab der Armee beauftragt, anthropologische Studien an den sowjetischen Kriegsgefangenen durchzuführen, unter anderem die Vernichtung des russischen Volkes vorschlug. *Prof. Abel* war, bevor er zu seinem Assistenten wurde, ein Schüler des schon erwähnten *Prof. Fischer*. Gemeinsam gehörten sie zu den ersten wissenschaftlichen Experten, welche diejenigen aussortierten und nach Auschwitz oder in ein anderes Vernichtungslager schickten, die das ‚Verbrechen‘ begangen hatten, nicht „Arier“ zu sein.

Was die sowjetischen Soldaten betrifft: „Am 1. Februar 1942 waren von 3,3 Millionen Kriegsge-

fangenen der Roten Armee bereits 2 Millionen – also 60 % – in deutschen Lagern oder während ihrer Deportierungen gestorben. Lässt man die ersten drei Kriegswochen, in denen die Soldaten noch von ihren Reserven zehren konnten, außen vor, ergibt dies eine Sterberate von 10.000 Menschen pro Tag.“
Des einen Tragödie, des anderen Profit
Die große Mehrheit der Deutschen, glücklich sich auf der ‚richtigen‘ Seite zu befinden, akzeptierte den Ausschluss der „Nicht-Arier“ und profitierte davon. Es ist klar, dass zu dieser Zeit die Solidarität mit den als minderwertig erachteten Gruppen in der dominanten Kultur nicht üblich war. Mehrere Jahrhunderte der ideologischen Indoktrinierung zur Rechtfertigung der Unterjochung der kolonisierten und versklavten Völker hatte die Menschlichkeit derer, die davon profitierten, nicht gerade erhöht. Wie es *Aly* so treffend schreibt: „Die nationalsozialistische Regierung erschuf den Traum des Volkswagens, führte das bis dahin kaum bekannte Konzept von Ferien ein, verdoppelte die Feiertage und entwickelte den Massentourismus, der uns allen heute geläufig ist. (...) So auch die Steuerbefreiung der Löhne für Nachtarbeit, Sonntagsarbeit und nicht zuletzt die im Zuge des Siegs gegen Frankreich zugestandenen Feiertage, die bis zu ihrer kürzlichen Infragestellung als soziale Errungenschaften galten (...) *Hitler* hat die arische Mittelschicht auf Kosten des Lebensminimums anderer Kategorien verschont.“

Finanziert wurde diese Sozialpolitik, die darauf ausgerichtet war, den Lebensstandard der arischen Bevölkerung zu erhöhen, durch das von den europäischen Juden und den von Deutschland besetzten Staaten geraubte Geld. So wird es auch nachvollziehbar, dass so viele Deutsche nach dem Krieg hinter vorgehaltener Hand zugeben konnten, den größten Wohlstand ihres Lebens unter dem nationalsozialistischen Regime erlebt zu haben, die Zeit des Krieges eingeschlossen.

Schlussfolgerung

Die Kolonialherrschaft über andere Völker hat immer die notwendigen Bedingungen für die Errichtung kaltblütiger Systeme der Ausbeutung, Versklavung und Entmenschlichung geliefert. Dies war der Fall im Konzentrationsuniversum Amerikas, wo die Kolonialmächte ein juristisches System erfanden, mittels dessen die Bestialisierung der ‚Schwarzen‘, aufgrund ihres Schwarzseins in aller Legalität stattfand. Im 19. Jahrhundert knüpfte die britische Kolonisierung Australiens an den in Amerika begangenen Genozid an. In Afrika haben die kongolesischen Völker ihren *Adolf Hitler* in der Gestalt des Königs der Belgier erlitten, der, durch den Tod der Hälfte der Bevölke-

rung noch nicht befriedigt, denjenigen die Hände abhacken ließ, die sich der Zwangsarbeit verweigerten. In Namibia hat das koloniale Deutschland seinen ersten Genozid begangen und ... ich kann mit dieser Aufzählung fortfahren, aber ich kann auch hier aufhören ... Die genannten Beispiele genügen, um zu verstehen, dass das nationalsozialistische Entmenschlichungsunternehmen eingebettet war in eine Kontinuität, immer begleitet von der kolonialen Barbarei. Am Ende des Krieges haben die siegreichen Kolonialmächte den Nationalsozialismus als etwas Unverständliches und Entsetzliches bezeichnet, da hinter diesen Gräueltaten keine ökonomische Rationalität gesteckt hätte. Der Utilitarismus war schon immer als Rechtfertigung der Entmenschlichung der nicht-europäischen Völker vorgebracht worden, daher musste das nationalsozialistische Unternehmen jeglicher utilitaristischen Logik entbehren. Deshalb auch diese reduktionistische Herangehensweise, die den Nationalsozialismus historisch isolierte und die Aufmerksamkeit auf die Gräueltaten der Nationalsozialisten lenkte und dabei diejenigen Faktoren ausblendete, ohne die – das sollte jede/r wissen – dieses Desaster niemals jenes Ausmaß erreicht hätte.

*Übersetzung aus dem Französischen:
Eric Van Grasdorff, Maja Neff und Daniel Bendix*

*Rosa Amelia Plumelle-Urbe ist Autorin des Buches
„Weiße Barbarei. Vom Kolonialrassismus zur
Rassenpolitik der Nazis“*

Afrika in der NS-Planung eines groß-germanischen Reiches

Kum'a Ndumbe III., zum Katalog der Ausstellung: „Schwarze im NS-Staat“, Hamburg, August 2003

NS-Ideologie und Kolonialisierung Afrikas

„Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten.“, so schrieb Hitler in „Mein Kampf“ im Jahre 1927¹ und in „Hitlers zweites Buch“², in dem seine außenpolitischen Ziele noch klarer zum Ausdruck kamen. Die Kolonialpolitik in Richtung Afrika wurde deutlich verurteilt, denn sie berge in sich eine Gefahr der Vermischung und Degenerierung für die überlegene und reine Rasse der Arier. Eine Kolonialisierung Afrikas durch das Bismarckreich sei ein Irrtum gewesen, denn durch die Präsenz von Deutschen in Afrika würde eine gefährliche Berührung mit den Afrikanern zustande kommen, ein Kontakt also zwischen der überlegenen weißen und der unterlegenen schwarzen Rasse.

Eine solche Vermischung führe notgedrungen zu einem Wertverlust der überlegenen weißen Rasse. Engländer, Franzosen, Portugiesen und Spanier, die in Afrika als Kolonisatoren Fuß gefasst hätten, würden dementsprechend auch degenerieren und wären daher auch der reinen arischen Rasse unterlegen. Dies sei aber nicht mit der Verurteilung von Kolonialpolitik gleichzusetzen.

Kolonisation ja, aber im Osten, wo andere europäische Völker angesiedelt sind, in einer räumlichen Kontinuität von Blut und Boden. Die arische Rasse könne sich in einer ungestörten Reinheit im Osten vermehren und entfalten. Das Volk ohne Raum würde dann zu einem neuen gesunden Gleichgewicht zwischen Volkszahl und Raumgröße gelangen. „Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die außenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit ... Wir schließen endlich ab die Kolonial-

und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft ... Allerdings eine solche Bodenpolitik kann nicht etwa in Kamerun ihre Erfüllung finden, sondern heute fast ausschließlich nur mehr in Europa.“³

Eine Afrikapolitik im Sinne der Kolonialpolitik war also in der Frühphase des Nationalsozialismus ausgeschlossen. Dies war ein klarer Bruch mit der deutschen Kolonialpolitik in der wilhelminischen Ära. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg hielten sich die meisten Forscher an diese Äußerung und ignorierten die Afrikapolitik des III. Reiches in ihren Arbeiten.

Von der Kolonialschuldfrage zur kolonialen Gleichberechtigung

Die Zeit der Weimarer Republik war aber von Forderungen nach der Rückgabe der durch den Versailler Vertrag „gestohlenen deutschen Kolonien“, besetzt, Kolonialpropaganda wurde von verschiedenen Kolonialverbänden aktiv betrieben, die wichtigsten waren die Deutsche Kolonialgesellschaft, der Deutsche Kolonialverein, der Bund für koloniale Erneuerung und die deutsche Kolonial-Liga mit insgesamt 70.000 Mitgliedern im Jahre 1930.

Eine große Menge Kolonialliteratur wurde damals veröffentlicht, Theater-Aufführungen und Filme über deutsches Kolonialleben in Afrika gezeigt. Die „Kolonialschuldfrage“ der Siegermächte, die den Deutschen die Kolonien mit der Begründung weggenommen hatten, die Deutschen wären nicht in der Lage gewesen, kolonisierte Völker zu verwalten, wurde heftig widerlegt. Diese Tradition der Forderung nach Rückgabe der deutschen Kolonien war nicht nur populär, sie wurde auch von Wirtschaftsorganisationen wie vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee, von der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft, vom

1 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, Band II, München, 1939, S. 742.

2 Adolf Hitler, *L'expansion du 3^e Reich*, Plon, 1962 (deutscher Titel: *Hitlers zweites Buch*).

3 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1933, S. 152 und 1939, S. 742.

Arbeitskreis für ausländische und koloniale Techniken u.a. mit wissenschaftlichen und wirtschaftspolitischen Abhandlungen untermauert. Der Ideologe Hitler war in diese Bewegung nicht verwickelt. Gegen die „Kolonialschuldfrage“ nahm er aber Stellung in einer Unterredung mit Ward Price am 18. Oktober 1933. „Wir sind der Überzeugung, dass wir genau so fähig sind, eine Kolonie zu verwalten und zu organisieren, wie andere Völker.“⁴ Aber erst unter dem Druck der Wirtschaftskreise, die ihn finanzierten, vertreten durch Hjalmar Schacht von der Reichsbank, Kurt Weigelt von der Deutschen Bank oder von der IG-Farbenindustrie, welche die Notwendigkeit eines afrikanischen Kolonialbesitzes als unabdingbar betrachteten, gab Hitler nach und verlangte zum ersten Mal nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes in einer Rede am 7. März 1936 vor dem Reichstag die Rückgabe der deutschen Kolonien. Er forderte, in einer „angemessenen Zeit“⁵ eine solche internationale Gleichberechtigung Deutschlands durchzusetzen.

Wirtschaftliche und geostrategische Bedeutung Afrikas für das Großgermanische Reich

Welche Bedeutung konnte nun Afrika für das faschistische Deutschland haben? Deutschland hatte seine Kolonien verloren und Afrika stand unter der Herrschaft Englands, Frankreichs, Belgiens, Portugals und Spaniens. Die ehemaligen deutschen Kolonien Kamerun, Togo und Ostafrika hatten Engländer und Franzosen unter sich aufgeteilt, Südwestafrika wurde von den Engländern Südafrika zur Mandatsverwaltung überlassen. Wollte Deutschland seine Kolonien zurück, konnte dies nur zu Ungunsten Frankreichs und Englands geschehen. Aber die Europapolitik des III. Reiches zeigte neue Ambitionen. Die Neugestaltung Europas zielte auf die Zwangsvereinigung Europas unter deutscher Herrschaft, Staaten wie Frankreich oder die Sowjetunion hätten zu existieren aufgehört, man hätte den Franzosen nur einen kleinen Reststaat Burgund überlassen und die Grenzen des Großgermanischen Reiches Hitlers wären bis zum Ural vorgestoßen.

Dieses neu gestaltete Europa hätte einer kolonialen oder tropischen Ergänzung bedurft. Die ehemaligen deutschen Kolonien wären einer solch großen Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Da außerdem Frankreich und Belgien zu existieren aufgehört hätten und einer deutschen Verwaltung unterstehen würden,

wäre auch deren Kolonialbesitz hinfällig geworden. Auch das kolonisierte Afrika musste also neu gestaltet werden, denn dieser Kontinent sollte als Ganzes als tropische Ergänzung und Rohstofflieferant für den Großwirtschaftsraum des neu gestalteten Europa fungieren.

Das Kernstück der deutschen Kolonisation wäre das „Mittelafrikanische Kolonialreich“, ein Kriegsziels des wilhelminischen Deutschlands schon im ersten Weltkrieg, gewesen. Kurt Weigelt, Direktor der Deutschen Bank und zugleich Leiter des Amtes Wirtschaft des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP, fasste in einer Denkschrift im Juli 1940 diese Ambitionen so zusammen: „Wirtschaftlich betrachtet sind von höchstem Wert die Länder an der Guineaküste. Ausgehend von unserem alten dortigen Besitz (Togo und Kamerun) bildet der Raum: Goldküste-Togo-Dahomey-Nigeria-Kamerun das ideale Kernstück eines deutschen Afrikabesitzes. Mit seinen weit über 30 Millionen Einwohnern ist dieses Gebiet nicht nur das Optimum des tropischen Ergänzungsraumes, sondern deckt bis auf wenige Ausnahmen (Kupfer) die nationalwirtschaftlich wichtigen Erfordernisse der Heimat. Es kann holzwirtschaftlich durch Hinzunahme des französischen Kongogebietes noch vervollständigt werden, wodurch es zugleich in voller Breite an den belgischen Kongo grenzt, der währungs- und arbeitsmäßig angeschlossen – u.a. auch die Deckung des Kupferbedarfs bringen würde. Auf dem Wege zu diesem Gebiet liegen die erwähnten Eisenerze von Conakry und Phosphate des französischen Marokko (Sonderabmachungen) sowie flug- und marineteknische Stützpunkte von Bathurst bzw. Dakar.

Ein solcher deutscher Ergänzungsraum in Westafrika wird zudem infolge seiner Lage starke Ausstrahlungen auf die übrigen Randländer des Südatlantik haben.“⁶ Zur Vervollständigung des Ganzen wären auch noch Nord- und Südrhodesien und Südwestafrika zum Mittelafrikanischen Kolonialreich hinzugekommen. Im südlichen Afrika hätte man den Portugiesen eventuell noch Angola und Mosambik überlassen, aber das segregationistische Südafrika hätte die Aufgabe zugeteilt bekommen, die Schwarzen und andere „farbige“ Völker in diesem Raum in enger Kooperation mit dem faschistisch beherrschten Mittelafrika in Schach zu halten. Der nordafrikanische Raum würde mit deutschen Stützpunkten indirekt von Deutschland beherrscht, aber verwaltet von Mussolini, der aber entgegen Hitlers Plänen von

⁴ Richtlinien für die kolonialpolitische Schulung, Februar 1939, abgedruckt in: Kum'a Ndumbe III., Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas, Frankfurt 1993, S. 259.

⁵ E. Klöss (Hg.), Reden des Führers. Politik und Propaganda Adolf Hitlers 1922-1945, München 1967, S. 176 f.

⁶ Dr. Kurt Weigelt, Leiter des Amtes Wirtschaft des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP und Direktor der Deutschen Bank, Kolonialwirtschaftliche Denkschrift, Juli 1940, Bibliothek des Auswärtigen Amtes, Bonn/Berlin, FA 290: 44.

einem italienischen neuen „Imperium Romanum“ in Nordafrika träumte. Das Mittelafrikanische Kolonialreich⁷, gesichert durch militärische Stützpunkte in Nordafrika⁸, an der West- und Ostküste und durch Südafrika, sollte mit dem neu gestalteten Europa ein „Eurafrika“ bilden, das den Europäern erlauben sollte, eine autarke Großmacht zu werden, die dann gegen Nordamerika siegreich hätte auftreten können. Der faschistische Überbau der Kolonialpolitik war eindeutig. „Die deutsche Außenpolitik ist zum Unterschied zu vielen demokratischen Staaten weltanschaulich festgelegt und bedingt“, sagte Hitler im Berliner Sportpalast am 26. September 1938, deshalb „gibt es keine Kolonialpolitik an sich“, denn „Kolonialpolitik ist weltanschaulich bestimmt und gebunden ... Koloniale Bestrebungen haben daher auszugehen von den völkischen Nöten des deutschen Mutterlandes“ und dienen dem Schutze des deutschen Blutes⁹. „In den deutschen Kolonien gelten das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935 (Reichsgesetzbl. I S. 1146) und die Erste Ausführungsverordnung hierzu vom 14. November 1935 (Reichsgesetzbl. I S. 1334)“ lautete Paragraph 1 des Entwurfs zum Kolonialblutschutzgesetz¹⁰.

Eheschließung und Geschlechtsverkehr zwischen Deutschen oder Weißen und Afrikanern sollte per Gesetz unter Androhung der Todesstrafe verboten werden, die Gerichtsbarkeit war auch getrennt, radikale Ideologen wollten sogar auch eine von deutschen Offizieren geleitete bewaffnete Truppe von Afrikanern in Polizei und Armee verbieten, denn nur Weißen sollte es erlaubt sein, Waffen zu tragen. Man stieß hier an Grenzen der Umsetzbarkeit ideologischer Grundprinzipien, denn das Klima, die tropischen Krankheiten, die Kenntnisse über Land und Urwaldgebiete sowie die große Anzahl von Soldaten, die notwendig wäre, dieses Mittelafrikanische Kolonialreich zu schützen, machten aus afrikanischen Soldaten unersetzbare Instrumente der nationalsozialistischen

7 Zu der NS-Kolonialpolitik gegenüber den französischen Kolonien, siehe: Chantal Metzger *L'Empire colonial français dans la stratégie du Troisième Reich* Bruxelles, Peter Lang 2002, 2 Bde. Zur Haltung gegenüber Südafrika, siehe: A. Hagemann, *Südafrika und das Dritte Reich – Rassenpolitische Affinität und machtpolitische Rivalität*, Frankfurt M./New York, 1989.

8 zu den NS-Plänen in Nordafrika, siehe auch Kum'a Ndumbe III., *Hitler voulait l'Afrique, les plans secrets pour une Afrique fasciste 1933-1945*, Paris, 1980 und Kum'a Ndumbe III., *L'Allemagne nazie et l'Afrique du Nord*, in: *Cahiers d'histoire*, Lyon-Grenoble-Clermont-Ferrand, Dez. 1974, S. 353-373.

9 Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, Kolonialpolitisches Amt (Reichsleitung), Richtlinien für die kolonialpolitische Schulung, Hrsg. vom Schulungsamt des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP (Reichsleitung), Berlin, im Februar 1939.

10 Entwurf des Kolonialblutschutzgesetzes (undatiert, 1940 ?), Bundesarchiv- Koblenz, R 22/2365.

Herrschaft in Afrika. Das Mittelafrikanische Kolonialreich sollte aus ideologischen Gründen ein rein wirtschaftliches Kolonialgebiet sein, eine Siedlungskolonisation wäre ausgeschlossen gewesen, denn sie würde zu einer Degenerierung der deutschen Siedler führen. Man wird nicht in die Kolonien gehen, man wird ideologisch gemustert und bewaffnet in die Kolonien geschickt werden, betonte immer wieder Günther Hecht, der Kolonialideologe der NSDAP¹¹.

Die Vorbereitungen für die Übernahme der Kolonien

Die Neugestaltung Afrikas im Dienste des neu gestalteten Europa im Großgermanischen Reich musste organisiert und strukturiert werden. Die kolonialen Bewegungen des II. Reiches und der Weimarer Republik wurden aufgelöst und mit dem ideologischen Ansatz der NSDAP reformiert. Der Reichskolonialbund, das Kolonialpolitische Amt der NSDAP und später das Reichskolonialamt/Staat wurden von einem überzeugten Kolonialpolitiker, dem General Franz Ritter von Epp, Reichsstatthalter von Bayern, Leiter des Wehrpolitischen Amtes und Leiter des Kolonial-Krieger Bundes mit eiserner Hand bis 1943 geführt. Der Reichskolonialbund propagierte die Kolonialidee unter dem Volk, während das Kolonialpolitische Amt (KPA) mit vorläufigem Sitz in München und einer Nebenstelle in Berlin die Übernahme der Kolonien in sämtlichen Gebieten vorbereitete. Die Reichskanzlei, alle Ministerien und alle Abteilungen der NSDAP hatten eine eigene Kolonialsektion, die mit dem KPA in Verbindung stand, koloniale Aufgaben der Reichskanzlei, des Ministeriums oder der NSDAP wahrnahm und die praktische Machtübernahme im Mittelafrikanischen Kolonialreich in Koordination vorbereitete.

Auch das Oberkommando der Wehrmacht hatte eine Abteilung OKW/Afrika mit vier Unterabteilungen Westafrika, Ost- und Südafrika, Nordafrika, Dokumentation und Allgemeine Fragen. Das Oberkommando des Heeres und das Oberkommando der Marine hatten ähnliche Kolonialstellen. Das KPA besaß eine Außenstelle in Paris, eine andere in Brüssel, Universitäten hatten koloniale Forschungsstätten errichtet und spezielle Kolonialschulen wie in Witzenhausen wurden weitergeführt oder neu gegründet¹².

11 Günther Hecht, *Die Bedeutung des Rassengedankens in der Kolonialpolitik*, Rassenpolitisches Amt der NSDAP, Berlin, 1937.

12 Zu der Struktur der Kolonialverantwortung im III. Reich siehe Kum'a Ndumbe III, *La politique africaine de l'Allemagne hitlérienne 1933–1943 – Afrique du Nord, Afrique Centrale, Afrique du Sud*, Thèse de doctorat de 3^e cycle, Université de Lyon II, Centre d'histoire Economique et Sociale de la Région Lyonnaise-Laboratoire Associé au C.N.R.S., Lyon 1974, S. 118 ff.

Das KPA koordinierte die Arbeit all dieser Stellen zur Befähigung der Übernahme von Kolonien nach dem Endsieg. Vor allem nach der Besetzung Frankreichs wurden diese Stellen aufgefordert, die Vorbereitungsarbeiten schnell zu Ende zu führen.

Auch juristisch wurde die Übernahme durch Gesetzesentwürfe vorbereitet. Im Juli 1940 lag der 9. Entwurf des Reichskolonialgesetzes vor und wartete auf Unterzeichnung durch Hitler, das Kolonialblutschutzgesetz lag in der 6. Fassung vor, sogar ein „Erlass zur Durchführung der Verordnung über das Arbeitsbuch der Eingeborenen und gleichgestellten Fremden in den Kolonien,“ mit den dazu gehörigen Erläuterungen war fertig verfasst, eine dritte Fassung der „Verordnung über die Gerichtsbarkeit für Eingeborene in den deutschen Kolonien,“ war fertig gestellt, und viele andere Gesetze waren 1940 entweder fertig oder wurden weiterhin in interministeriellen Diskussionen mit universitären Experten vorbereitet. Polizeibeamte hatten schon ihre Bewerbungen für die Kolonialpolizei eingereicht und Namen für zukünftige Gouverneure in den Kolonien wurden bereits vorgeschlagen. Mit der Kriegsoffensive im Osten kam es jedoch ab 1943 anders. Da alle Stellen aufgefordert wurden, alle Kräfte für den Sieg im Osten zu konzentrieren, wurde auch General Franz Ritter von Epp mit einem Brief von Bormann aufgefordert, alle Aktivitäten des KPA und des Reichskolonialbundes bis zum 15. Februar 1943 einzustellen¹³. Dies bedeutete jedoch keinesfalls einen Verzicht auf Kolonien. Im Gegenteil, der Endsieg im Osten sollte die Übernahme des Mittelafrikanischen Reiches ohne jegliche Konzession erlauben.

Kum'a Ndumbe III. ist Universitätsprofessor der Politikwissenschaft, Schriftsteller und Gründer der Organisation AfricAvenir.

¹³ Anordnung 9/43 des Leiters der Parteikanzlei, in: Klaus Hildebrand, Vom Reich zum Weltreich, Hitler, NSDAP und koloniale Frage 1919-1945, München 1969, S. 740.

Afrikanische Zuwanderung nach Deutschland zwischen 1884 und 1945

Katharina Oguntoye, AfricAvenir Dialogforum Berlin, 28. Juni 2006

Einführung

Wie haben die Menschen afrikanischer Herkunft in Deutschland gelebt? Wer waren sie und unter welchen Bedingungen meisterten sie das Leben in einer Gesellschaft, die sie als ‚das Fremde‘ betrachtete?

Ich wusste aus meinem eigenen Leben als Afro-Deutsche, Jahrgang 1959, wie es sich anfühlte, als Schwarze Deutsche in Deutschland aufzuwachsen, sich als Inländerin zu fühlen und doch auch immer wieder als das Symbol des Anderen wahrgenommen zu werden. Ich fragte mich, wie die Situation für Afrikaner/innen und Afro-Deutsche 100 oder 50 Jahre vor meiner Geburt gewesen sein mag. Es gab keine Literatur oder Dokumente, die mir diese Fragen beantworten konnten. Die Afrikanerinnen und Afrikaner, die sich in der Metropole aufhielten, waren bis dahin nie Gegenstand der historischen Forschung gewesen. Die Frage nach ihrer Anwesenheit in Deutschland und ihrem Beitrag für die Gesellschaft hatte sich für meine Historikerkolleginnen und -kollegen nicht gestellt. Der Grund hierfür war eine Reihe von unbelegten Vermutungen, die sich in der Folge im Wesentlichen als unrichtig und begrenzt erwiesen haben:

- Die in Deutschland lebenden Afrikaner/innen seien eine sehr kleine Minderheit und daher sei ihre Präsenz ohne Einfluss und Relevanz für die hiesige Gesellschaft gewesen.
- Die deutsche Gesellschaft sei im Ganzen so fremdenfeindlich gewesen, dass ein normales Leben für Afrikaner hier nicht möglich gewesen sei.
- Die Menschen schwarzer Hautfarbe seien einzig auf die Rolle als exotisches Objekt beschränkt gewesen. Im Rahmen meiner Abschlussarbeit an der Universität begab ich mich 1987 auf die Suche nach den Zeugnissen des Lebens Schwarzer Menschen in Deutschland. Es gelang mir, eine Skizze der afrikanischen Zuwanderung sowie der Lebensbedingungen

der Afrikaner/innen und Afro-Deutschen in Deutschland über drei historische Perioden zwischen der Errichtung deutscher Kolonien 1884 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges zu entwerfen. Nachdem ein Anfang gemacht war und einige mögliche Quellenfundstellen aufgezeigt waren, zeigte sich, dass die Forschung zur Präsenz Schwarzer Menschen in Deutschland ein überaus vielfältiges und facettenreiches Gebiet darstellte.

Den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus den verschiedensten Fachrichtungen, die sich heute diesem Themengebiet zuwenden und zu den verschiedensten Aspekten arbeiten, erleben, dass ihnen die Quellen in ihrer Fülle gar explodieren. Ich freue mich über die Vielfalt der Forschung und über jede neue Veröffentlichung, die dazu beiträgt, das Puzzle zu vervollständigen. Viele Fragen wurden mittlerweile beantwortet, doch viele neue sind entstanden und so ist dieses Forschungsgebiet weiterhin sehr aufregend und bietet die Möglichkeit neuer Entdeckungen. Vor allem seien die Spuren der Afrikanerinnen und Afrikaner in der deutschen Geschichte so gering, dass es keine ausreichende Menge von Originalquellen gäbe, die sich wissenschaftlich auswerten ließen.

Kaiserzeit und Kolonialherrschaft

Die Epoche des deutschen Kolonialismus fiel in die Zeit des deutschen Kaiserreichs. Durch die Einigung der deutschen Nation war die Zersplitterung der Kleinstaaterei überwunden und es schien nur folgerichtig, dass Deutschland seinen Anspruch zu den europäischen Großmächten zu zählen, nun auch mit dem Erwerb eigener Kolonialgebiete nach außen deutlich machte. Auf der von Otto von Bismarck 1884 einberufenen Berliner Kongo-Konferenz, an der alle zur damaligen Zeit wichtigen Nationen teilnahmen, wurde Afrika sozusagen am grünen Tisch unter den europäischen Mächten aufgeteilt. Mit dieser Absicherung im Hintergrund übernahm die deutsche Regierung – auf Drängen der interessierten Kolonial-

und Wirtschaftskreise in Deutschland – die Schutzherrschaft in verschiedenen Gebieten Afrikas. Die Errichtung der deutschen Kolonien bildete die Voraussetzung für die nun erstmals in größerer Zahl stattfindenden Einreisen von Afrikaner/innen nach Deutschland. Deutsche Kaufleute, Missionare und Reisende waren bereits vor dem staatlichen Engagement Deutschlands in Afrika anwesend. Es gab einen regen Reiseverkehr und Handelsaustausch zwischen Afrika und Deutschland. Die Schifffahrtsverbindungen wurden nun regelmäßiger und die berühmte ‚Woermann Linie‘ fuhr mit höherer Taktfrequenz nach Duala (Kamerun), Lome (Togo), zur Walfischbucht (Deutsch-Südwest-Afrika) oder nach Daressalam (Deutsch-Ost-Afrika). Der Ausbau der deutschen Kolonien ging einher mit einem steigenden Bedarf an einheimischen Fachkräften für die Kolonialverwaltung und -wirtschaft. So kamen viele junge Afrikanerinnen und Afrikaner zum Zweck der Ausbildung nach Deutschland. An deutschen Schulen und Universitäten erhielten einige von ihnen eine höhere (Schul-)Bildung. Die Mehrzahl der Neuankömmlinge wurde jedoch an Missions- und Kolonialschulen als Handwerker, zu einheimischen Missionslehrern oder als Facharbeiter für die Tätigkeit in den Kolonien ausgebildet. Wieder andere reisten auf Schiffen der deutschen Afrikalinien als Koch, Stewards oder Heizer nach Deutschland ein. Häufig wurden die Afrikaner als Sprachgehilfen für afrikanische Sprachen bei den deutschen Afrikaforschern eingesetzt oder sie kamen als ehemalige Angehörige der deutschen Schutztruppen, den Askari, nach Deutschland. Außerdem gab es noch die große Gruppe derjenigen meist jugendlichen Afrikanern und Afrikanerinnen, die von deutschen Kaufleuten oder Reisenden von deren Afrikareisen, sei es als Hilfen für Haushalt und Geschäft oder als sentimentales ‚Mitbringsel‘, mit nach Deutschland zurückgebracht wurden. Viele dieser Afrikaner und Afrikanerinnen, die als junge Menschen nach Deutschland gekommen waren, blieben für den Rest ihres Lebens in Deutschland, gründeten Familien und arbeiteten hier. Einige von ihnen brachten sich auch auf politischer Ebene in die deutsche Gesellschaft ein.

Weimarer Republik – Hoffnung auf Demokratie und Gerechtigkeit

Deutschland hatte den Ersten Weltkrieg verloren und daraus resultierend waren die deutschen Kolonien in Afrika unter das Mandat der britischen und französischen Regierungen gelangt. Die Lage der Afrikaner/innen in Deutschland und ihrer Familien veränderte sich hierdurch in mancherlei Hinsicht. Hatten sie zum Beispiel einen deutschen Ausweis besessen, der

sie als Angehörige einer deutschen Kolonie bezeichnete, wurde ihnen nun ein Status zugewiesen, der sie als „Angehörige der ehemaligen Schutzgebiete“ auswies. Nach dem Versailler Vertrag sollten die Afrikaner/innen aus den vormals deutschen Kolonien, die sich außerhalb dieser Kolonien aufhielten, nun automatisch zu Bürgern der jeweiligen Mandatsländer werden. Für die meisten Afrikaner/innen in Deutschland war dies jedoch keine Option, da sie zum Teil bereits über mehrere Jahrzehnte in Deutschland lebten. Hier hatten sie ihren Lebensmittelpunkt – sie arbeiteten in Deutschland, waren Familienväter geworden und sprachen häufig auch keine andere europäische Sprache außer Deutsch.

Schon in den letzten Jahren der deutschen Kolonialherrschaft hatten die Afrikaner/innen, deren Verbindungen zu ihren Heimatländern oft noch bestanden, auf die Kolonialverwaltung einzuwirken versucht, um die Härten für die Menschen vor Ort zu mildern. In zahlreichen Petitionen und Eingaben (vor allem für Togo bei P. Sebald und Kamerun bei A. Rüger gut dokumentiert) wendeten sie sich an den deutschen Reichstag und versuchten, mit Hilfe deutscher Unterstützer die deutsche Öffentlichkeit über die Zustände in den Kolonien zu informieren. Zu den zahlreichen politischen Aktivitäten der Afrikaner/innen gehörte die Gründung einer zweisprachigen Zeitschrift, die in Deutsch und Duala erscheinen sollte und den Titel ‚Elolombe ya Kamerun‘ (Sonne von Kamerun) trug.

Eine Gruppe politisch links orientierter Afrikaner/innen rief den deutschen Zweig einer Menschenrechtsorganisation ins Leben, deren Hauptsitz sich in Paris befand: „Die deutsche Sektion der Liga zur Verteidigung der Negerrasse“. Die wirtschaftliche Depression der Zwanzigerjahre traf viele der Afrikaner/innen in Deutschland hart. Es war schwer, Arbeit zu finden und die von Arbeitslosigkeit Betroffenen hatten keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld, da dieser an die deutsche Staatsangehörigkeit gebunden war. Einige Afrikaner/innen wurden durch einen kleinen Etat aus Haushaltsmitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt, der von der Gesellschaft für Eingeborenenkunde, einem deutschen Kolonialverein verwaltet wurde. Die monatliche Zuteilung der Gelder war an Wohlverhalten geknüpft und konnte ohne Begründung gewährt oder verweigert werden.

Die Besatzungszeit nach dem Ersten Weltkrieg wurde begleitet von einer breiten Schmähekampagne gegen französische Besatzungstruppen, die aus Nordafrika stammten. Diese Kampagne hatte Folgen für die Afrikaner/innen, so finden sich gehäuft Beschwerden von langjährig in Deutschland ansässigen Afrikaner/innen, deren Bewegungsfreiheit durch Anfeindungen

aufgrund der Schmachkampagnen eingeschränkt war. Vor allem der Aufenthalt im Rheinland war nun problematisch. Doch so schwer diese Zeiten gewesen waren, die schlimmste Periode sollte noch kommen.

Leben unter dem NS-Terrorregime

In der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur wurden die Lebensumstände für die Afrikaner, die Afro-Deutschen und deren Ehefrauen, Mütter und Familienangehörige stetig schwerer. Nun verloren auch die Afrikaner/innen, die eingebürgerte Deutsche waren, ihre Pässe. Sie wurden zumeist durch staatenlose Ausweise ersetzt. Reisen ins Ausland waren erheblich erschwert und für die in Musik, Varieté, Zirkus oder Film beschäftigten Schwarzen Deutschen verkompliziert sich die Arbeitsbedingungen. Später kam für sie eine wöchentliche Meldepflicht bei der Polizei hinzu.

In Deutschland selbst wurde es immer schwieriger, eine Anstellung zu finden, denn aufgrund der rassistischen Propaganda wurde es selbst bereitwilligen Arbeitgeber/innen unmöglich, Schwarze Angestellte zu behalten oder neu einzustellen. Die Lebensbedingungen der Afrikaner/innen und Afro-Deutschen waren von Mühsal und kreativen Überlebensstrategien geprägt. Zwischen augenscheinlicher Sichtbarkeit und dem Zwang sich unsichtbar machen zu müssen, war das Leben nun umso mehr ein Balanceakt geworden.

Überraschend waren die Forschungsergebnisse, welche bei meiner Recherche für diese Periode zu Tage traten. Die Politik des NS-Staates und seiner Behörden gegenüber den Afrikaner/innen in Deutschland erscheint beim ersten Ansehen überaus widersprüchlich und irrational. So finden sich ‚streng geheime‘, keinesfalls für die Öffentlichkeit bestimmte Dokumente und Papiere über intern geführte Diskussionen, wie NS-Funktionäre im Auftrag ‚ihres Führers‘ über die Möglichkeiten spekulierten, wie Afrikaner/innen aus den ehemaligen deutschen Kolonien „... in Lohn und Brot zu bringen ...“ seien. Die Argumentation der NS-Bürokratie lief darauf hinaus, dass man doch einige Afrikaner/innen für eine pro-deutsche Kolonial-Propaganda zu gewinnen hoffte; denn die Nazis planten die Errichtung eines „Mittelafrikanischen Kolonialreiches unter deutscher Vorherrschaft“. Die gesamte Gesetzgebung für das geplante Apartheidsystem, einschließlich der Gesetze für die Sklavenarbeit der Afrikaner/innen bis hin zu Passentwürfen in diesem deutschen Kolonialreich, lag im Entwurf bereits 1940 vor. Deutschland kam der Realisierung seiner Kolonialträume niemals nahe. Trotzdem wurde dieser Traum kontinuierlich bis 1945 weiter geträumt. Neben ihrer Ausgrenzung als Schwarze Menschen waren die schlimmsten Verfolgungsformen für

Afrikaner und Afro-Deutsche die Zwangssterilisation junger Schwarzer Deutschen und die Verschleppung in Konzentrationslager. Hier dienten oft Ehen oder Partnerschaften zu weißen Deutschen oder ein vermuteter Sabotageakt als Grund. Aber die Afrikaner und Afro-Deutschen erfuhren in dieser Zeit auch Solidarität und Unterstützung von anderen Deutschen. Es war mir wichtig auch dies darzustellen; ein Zeitzeuge sagte: „Was unsere Frauen und Mütter damals geleistet haben, kann sich keiner vorstellen. Wir konnten ja oft nicht mal auf die Straße gehen und dann mussten sie für uns einkaufen und zwar ohne die ausreichenden Lebensmittelmarken zu haben. Ohne sie hätten wir nicht überleben können.“ Und eine andere Zeugin berichtete von einem deutschen Arbeitgeber, der sie im Betrieb versteckt hielt und alle Kollegen schützten sie vor dem Zugriff der Nazis. Für die Menschen heute ist es wichtig, ein möglichst vollständiges Bild der Geschichte von Schwarzen Menschen in Deutschland zu haben und nicht auf Vermutungen und falsche Vorstellungen angewiesen zu sein. Das Leben von Menschen afrikanischer Herkunft in Deutschland hat vielerlei Aspekte und wir sollten uns bemühen sie in ihrer Vielfalt und Komplexität zusammenzutragen.

Katharina Oguntoye ist Historikerin, Projektmanagerin im Verein Joliba – Interkulturell Leben und Arbeiten e.V. und engagiert sich in der Schwarzen deutschen Community.

Frauen und Kolonialismus – Eine weibliche Variante des „Herrenmenschtums“

Martha Mamozai, AfricAvenir Dialogforum Berlin, 23. Mai 2006

Mehr denn je vergiften heute rassistische Denkmuster, Feindbilder, Vorurteile und Verhaltensweisen das soziale Klima innerhalb von Gesellschaften und die Beziehungen zwischen Einzelnen und ganzen Nationen. Menschen werden weltweit aus rassistischen Gründen diskriminiert, verfolgt und getötet, auch in Deutschland. Allerdings spricht man bei uns eher von „rechtsextremer Gesinnung“, „Fremden“- oder „Ausländer-Feindlichkeit“, sehr viel seltener von Rassismus¹.

Während in anderen europäischen Ländern, namentlich Holland, Belgien und Frankreich, seit einiger Zeit in Parlamenten, Universitäten und Medien eine wenn auch in Teilen chauvinistische, so doch wenigstens breite öffentliche Debatte über (post-)koloniale Verantwortung in Gang gekommen ist, ist bei uns diese historische Epoche weitgehend ausgeblendet. (Deutscher) Kolonialismus ist bei uns nur ein Thema für „Spezialisten“ oder ewig Gestrige wie dem immer noch aktiven „Traditionsverband ehem. Schutz- und Überseetruppen – Freunde der früheren deutschen Schutzgebiete e.V.“, der sogar eine eigene Internetseite betreibt. Auch bei der Aufarbeitung des Faschismus in unserem Land wurde der Zusammenhang mit dem Kolonialismus weitgehend vernachlässigt und selbst der 100. Jahrestag des Genozids an den Herero und Nama in Namibia rief lediglich ein blamables Strohfeuer in unseren Medien hervor und unsere Politiker stahlen sich mit billigen, halbherzigen Lippenbekenntnissen davon.²

1 So ist lt. Innenministerium die Zahl der politischen Straftaten im Jahr 2005 um ein Viertel auf insgesamt 26.400 angestiegen; mehr als die Hälfte davon (16.000) waren demnach „rechtsextrem“ motiviert. Das sind 44 pro Tag und dies ist nur die Spitze eines Eisbergs, denn gezählt werden nur diejenigen Taten, die Polizei und Justiz zur Kenntnis gelangen.

2 Zwar bat sie „im Sinne des gemeinsamen ‚Vater unser um Vergebung unserer Schuld!‘ und bezeichnete die damaligen Gräueltaten als das, „was heute als Völkermord bezeichnet werden würde“. Forderungen nach Entschädigungszahlungen lehnte sie allerdings genauso deutlich ab. Vgl. dazu versch. Ausgaben von iz3w.

Dabei könnte uns die Beschäftigung mit diesem – auf den ersten Blick – rein historischen Thema durchaus auch bei der Suche nach Lösungsstrategien aktueller brisanter Probleme dienlich sein, u.a. um besser zu verstehen, welche äußeren Bedingungen und persönlichen Dispositionen den Nährboden bilden, auf dem Rassismus gedeiht, wie handfeste ökonomische Interessenslagen den Blick rassistisch einfärben, welche Rolle der „Zeitgeist“ spielt, wie gefährlich kultureller Hochmut, noch dazu gepaart mit ökonomischer und politischer Dominanz ist und welche ganz banalen Anlässe manchmal schon genügen, schlummernde Ressentiments zu wecken. Außerdem lehrt uns dieses ganz spezifische Kapitel der Geschichte auch und vor allem, wachsam zu sein uns selbst gegenüber, denn niemand ist per se davor gefeit, rassistisch zu denken oder zu handeln – auch nicht Frauen, fälschlicherweise oft und gerne „als das bessere Geschlecht“ betrachtet.

Die Beschäftigung mit dem Thema „Frauen und Kolonialismus“ wurde für mich zu einer wahren „Entdeckungsreise“, zu der ich Sie im folgenden gerne einladen möchte:

Erste Entdeckung: Frauen aus allen gesellschaftlichen Schichten waren von Anfang an am Kolonialismus einschließlich des Sklavenhandels beteiligt. Sie waren genauso gierig, brutal und rassistisch wie die Männer. In der gängigen Literatur wird Kolonialismus meistens wenn nicht als Männerdomäne so zumindest als geschlechtsneutrale Epoche präsentiert. In Wirklichkeit aber waren die Frauen der Eroberernationen mit von der Partie, in allen Bereichen, allen Kolonien und sie kamen aus allen gesellschaftlichen Rängen, Ständen und Schichten.

Zum Beispiel stand am Anfang der spanischen Konquista eine Frau: Isabella, die Katholische, Königin von Kastilien und später Spanien. Ihre Heirat mit Ferdinand II. von Aragonien im Jahr 1469 war ein kluger Schachzug, vereinigte sie doch die beiden Königreiche Kastilien und Aragon und stärkte so die spanische Nation, die sich erst auf dieser Grundlage in das koloniale Abenteuer stürzen konnte. Es war diese Isabella, in deren Auftrag Christoph Kolumbus segelte, um einen westlichen Seeweg nach Indien zu finden. Auf seiner dritten Reise nach Westen 1497/98 nahm Kolumbus die ersten dreißig spanischen Frauen mit an Bord, denen bald ein ständiger Zustrom weiterer Frauen folgte.

Was Isabella für die spanische Konquista darstellte, war Elisabeth I. Königin von England und Irland für den englischen Sklavenhandel. Offiziell missbilligte sie ihn zwar, verbot ihn aber nie, obwohl sie die Macht dazu besessen hätte. Elisabeth teilte im Gegenteil die Profite aus dem Sklavenhandel mit den See- und Menschenräufern und übertrug den erfolgreichsten unter ihnen wichtige Staatsämter: Hawkins, einer ihrer Favoriten, wurde Schatzmeister und Vizeadmiral der königlichen Flotte, Francis Drake, wie Hawkins von ihr zum Ritter geschlagen, sogar Admiral.

Erinnern wir uns, dass dieser lukrative „Dreieckshandel“ einer der Eckpfeiler der wachsenden Industrialisierung Europas war. Menschen aus Afrika wurden gegen Manufakturprodukte aus England für die Plantagen von Amerika gehandelt, bezahlt mit zum Beispiel Zucker. Vorsichtige Historiker schätzen, dass in den vier Jahrhunderten des europäischen Handels mit „Schwarzhäuten“ mehr als 10 Millionen Menschen geraubt, verschleppt und versklavt wurden. In Erinnerung daran wurde in Frankreich der 10. Mai als Gedenktag eingeführt und in diesem Jahr zum ersten Mal begangen.

Etwa ein Drittel der afrikanischen Sklaven waren Frauen. Aber auch unter den Sklavenhändlern gab es Frauen. Doña Maria de Cruz, zum Beispiel, die Tochter eines früheren Gouverneurs aus Calabar (heute Nigeria) besaß zwei Sklavenschiffe und saß noch 1826 dick im Geschäft. Doch selbst wenn hier die Beweislage dünn ist, so haben wir keinen Grund zu hoffen, Doña Cruz wäre die berühmte Ausnahme gewesen, die sich in diesem blutigen Geschäft die Hände schmutzig machte. In unserem Geschichtsbebewußtsein ist dieses Kapitel weitgehend verdrängt durch andere schlimme Ereignisse. Hören wir deshalb, was der Augenzeuge eines Sklaventransportes nach Amerika berichtet: „Ich sah schwangere Frauen, die ihre Babies zur Welt brachten, während sie angekettet

waren an Tote, deren Leichname unsere betrunkenen Aufseher nicht beiseite geschafft hatten... Den jüngeren Frauen ging es zuerst besser, da sie an Deck kommen durften als Gesellschafterinnen für unsere Mannschaft... Gegen Ende der Fahrt, die fast sechs Wochen dauerte, hatte die hohe Sterblichkeit ihre Zahl stark verringert, und eine Anzahl von Frauen wurde nach unten getrieben als Gesellschaft für die Männer“³¹.

Dieses „an Deck kommen“ war aber kein Privileg, sondern die Bereitstellung zur Vergewaltigung. Vergewaltigung und sexuelle Ausbeutung gingen auf den Plantagen weiter. Hieß das Prinzip zunächst noch „it is cheaper to buy than to breed“ („es ist billiger, sie zu kaufen als zu züchten“), so änderte sich diese Einstellung im Laufe der Zeit. Die Sklavinnen wurden nun anderen Sklaven zugeteilt, um möglichst viele Kinder zu gebären – die wichtigste Ware, die auf den Plantagen hergestellt wurde. Und auf den Plantagen standen sie sich direkt gegenüber, die Herrinnen und ihre Sklavinnen und Sklaven, ob sie nun als Angehörige der herrschenden Gesellschaft lediglich von den Profiten der Sklavenwirtschaft profitierten, feudalem Luxus frönten, sich „Neger“ als „Spielzeuge“ hielten oder die riesigen Besitzungen selber verwalteten.

Eine spanische Ehefrau war für die Konquistadoren das höchste Statussymbol. Viele der verheirateten Männer ließen deshalb ihre Frauen nachkommen, und sei es manchmal auch erst nach 15- oder 20 jähriger Abwesenheit von zuhause. Junge Creolinnen, die in der „Neuen Welt“ geborenen Frauen spanischer Herkunft, verheirateten sich gerne mit Konquistadoren, die sie bald als reiche Witwen zurücklassen würden. Als solche konnten sie bis zu einer Wiederverheiratung, die ihren Besitz nur vermehren konnte, ihre Ländereien selbst verwalten.

Viele dieser Frauen standen im Ruf, noch herzloser und grausamer gegen ihre Sklavinnen und Sklaven zu sein als ihre Ehemänner. Zu ihnen gehörten Frauen wie Maria de Escobar, die im 16. Jahrhundert in Peru lebte, oder Doña Catalina de los Rios de Lisperguer aus Chile. Letztere hatte viele Menschenleben auf dem Gewissen, darunter ihren Vater und einen ihrer Liebhaber, aber auch 40 Indianerinnen und Indianer, von denen viele die Male barbarischer Tortur trugen. Sie wurde angeklagt, aber das Urteil war milde, sie mußte lediglich ihre Ländereien verlassen und stand in Santiago unter Hausarrest. Als sie fünf Jahre später starb, wurde sie in der Kirche der Augustiner im

3 Dr. Falconbridge, zitiert bei Philip S. Foner: *History of Black Americans, From Africa to the Emergence of the Cotton Kingdom*, Westport/London 1975, S. 121.

Habitus einer Nonne beerdigt. Sie war zu Lebzeiten eben eine generöse Stifterin und Wohltäterin der Kirche gewesen und die war selber Teil der Sklavenhaltergesellschaft. So besaß, z. B., das Kloster der Karmelitinnen Santa Teresa von Cordoba / Rio de la Plata eine Hacienda, die von 300 männlichen und weiblichen Sklaven bewirtschaftet wurde.

Auch in den amerikanischen Südstaaten räumte die rassistische Männergesellschaft weißen Frauen ihrer herrschenden Schicht ganz besondere Chancen bei der Bewirtschaftung riesiger Plantagen ein. Die weißen Herrinnen nutzten denn auch ihre Stunde, die meistens dann geschlagen hatte, wenn der Ehemann das Zeitliche segnete, was nicht so selten war in einer Zeit mit unzähligen militärischen Scharmützeln. Die Tatsache, dass die rechtlosen Sklavenheere, Männer wie Frauen, schwarz waren, gestatteten – ganz in der Logik dieses Siedlerpatriarchats – dass weiße Frauen über sie als Arbeitskräfte verfügen konnten. Weniger gern gesehen wurden dagegen Frauen, die weiße Männer als Arbeitskräfte befehligten.

Aber auch die Frauen, die sich einer Art „philantropisch-christlicher“ Sklavenhaltere verschrieben, stellten diese keineswegs grundsätzlich in Frage und verfügten ohne Skrupel über die hohen Einnahmen aus dem Besitz an Sklaven und Plantagen.

Die Geschichte der spanischen Eroberung ist auch voller Beispiele von Frauen, die die Kämpfe ihrer Männer aktiv unterstützten, sie ermutigten und Kranken- und Verwundetenpflege übernahmen. Philipp II. bedankte sich anlässlich seines Besuchs in Arequipa, Peru, am 19. September 1580 in einer Ansprache besonders bei den Frauen dieser Stadt, die seinem Spendenauftrag, die enormen Kosten zu decken, die die Kriege gegen Türken, Heiden und Ungläubige verschlangen, so generös nachgekommen waren. Sie hatten nicht nur Geld, sondern auch ihr persönliches Geschmeide geopfert.

Mit dem Heer an Matrosen, Soldaten, Händlern und anderen Abenteurern hatte sich in der städtischen Kultur der Spanier in Südamerika ein ausgeprägtes Bordellwesen entwickelt. Es scheint, als habe es dabei eine Art Arbeitsteilung gegeben zwischen indianischen und spanischen Frauen. Während die indianischen Frauen hauptsächlich für die sexuellen Dienste an Männern benutzt wurden, übernahmen spanische Frauen die vernachlässigten kulturellen Seiten. Viele von ihnen waren Unterhaltungskünstlerinnen, Sängern, Musikantinnen.

Wir wissen nicht, ob bereits 1415 bei der Eroberung Ceutas portugiesische Frauen mit von der Partie waren. Beweise für ihre Anwesenheit gibt es erst später, als sie in den verschiedenen Festungen der Eroberer in den besetzten marokkanischen Gebieten auftauchten. Es handelte sich dabei meist um die Ehefrauen der Festungskommandanten und um arme Verwandte aus Portugal. An der Seite ihrer Männer beteiligten sich die Frauen aktiv an den zahlreichen Angriffs- und Verteidigungsscharmützeln gegen die „Mohren“, wie die Mohammedaner damals genannt wurden – und das zu einer Zeit, in der in der portugiesischen Heimat die Frauen im öffentlichen Leben kaum in Erscheinung traten und Sitte und Moral jener Tage die einer strengen Männergesellschaft waren. Nur bei der Erbfolge, die allerdings nur für die Besitzenden wichtig war, sind die Frauen jener Epoche gut weggekommen: Sie erbten zu gleichen Teilen wie Männer und hatten das Recht, über ihren eigenen Besitz, ihre Mitgift und Erbschaften zu bestimmen. Diese Gesetze wurden wichtig für die Aufrechterhaltung portugiesischer Herrschaft in den riesigen zusammen geraubten Überseebesitzungen.

Auch in den deutschen Kolonien identifizierten sich die Kolonialfrauen mit ihren Männern und deren Werten und scheuten sich nicht, Gewalt gegen ihre Arbeiterschaft anzuwenden. Magdalene von Prince zum Beispiel, die Frau des Bezwinners der Wahehe Ostafrikas, Tom von Prince, wurde die berühmte „Königin von Usambara“ genannt. Von den Afrikanern wurde sie gefürchtet, weil sie als Herrscherin der Großplantage Sakkarani auch gern selbst zur Peitsche griff. Bei Maria Karow sind die „Eingeborenen nur durch Prügel zu bändigen“. Erika Busse-Lange gesteht, auch „sacksiedegrob“ gewesen zu sein. Clara Brockmann und Lydia Höpker verteilten selbstverständlich „Ohrfeigen“ an die schwarze Arbeiterschaft, Frau Höpker schoss auch schon mal zur Warnung „über die Köpfe“.

Aber die deutschen Kolonialistinnen gingen noch weiter und schreckten selbst nicht vor Mord oder dessen offener Billigung zurück: Am 17. September 1911, erschlug die Farmerin Elisabeth Ohlsen den „Klippkaffern“ Deubib mit einem Ast. Sie wurde freigesprochen. Auch Marie von Weiher aus dem Omaruru-Bezirk war des vorsätzlichen Mordes „unter mildernden Umständen“ schuldig gesprochen und zu wahlweise 300 Pfund Geldstrafe oder achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Diese Aufsehen erregenden Fälle, über die in den „Windhuker Nachrichten“, der Reichspresse und im „Britischen Blaubuch“ berichtet wurde, sind jedoch

nur die Spitze eines Eisbergs, unter dem sich alltägliche Gewalt und strukturelles Unrecht verbargen, wobei sich die deutschen Frauen als verlässliche Komplizinnen ihrer rassistischen Männer erwiesen. Die Farmerin Ada Cramer, zum Beispiel, deren Mann selbst schwangere schwarze Arbeiterinnen zu Tode prügelte, hatte ihm dabei ohne Spur des Bedauerns assistiert und den Frauen die Kleider zerschnitten, damit er besser zuschlagen konnte. Aber sie ging noch weiter. 1913, nach einem spektakulären Prozess mit mildem Urteil veröffentlichte sie ein Buch und sagte darin: „Wäre ich ein Mann gewesen, hätte ich die ganzen Weiber über den Haufen geschossen“⁴.

Zweite Entdeckung: Die geschlechtsspezifische Rolle von weißen Frauen der Eroberernationen lag in der rassistischen Herrschaftssicherung; sie haben sich diese ihnen von Männern zuge dachte Rolle zu eigen gemacht und aktiv mitgetragen.

König und Regierung in Lissabon mißbilligten die Verbindungen portugiesischer Männer mit afrikanischen Frauen, denn die Herrschaft in den eroberten Gebieten sollte nicht durch eine „Afrikanisierung“ der Elite gefährdet werden. Also entwickelten sie eine besondere Strategie: Die Regierung vergab große Ländereien als „Kronland“ an portugiesische Frauen unter der Bedingung, dass sie einen weißen Portugiesen heirateten. Erbberechtigt sollten nur die Töchter aus solchen „rein-weißen“ portugiesischen Ehen sein – aber ebenfalls nur dann, wenn sie wiederum einen weißen Portugiesen heirateten. Zuwiderhandlungen sollten den Verlust des Kronlandes zur Folge haben. In der Gegend um den Sambesistrom hießen diese eminent reichen Frauen, die „Doñas de Zambesia“, die ihre afrikanischen Sklavinnen und Sklaven unter unmenschlichen Bedingungen ausbeuteten. Die ökonomische und politische Macht, die an ihre Anwesenheit am Sambesi geknüpft war, scheint ihr Selbstvertrauen auch gegenüber ihren Ehemännern enorm gestärkt zu haben. Darüber sind uns zahlreiche Zeugnisse erhalten. Allerdings gab es zu wenig weiße Portugiesen und wenn den Doñas der Sinn nach anderen Männern stand, heirateten sie auch Indo- oder Afro-Portugiesen. Die Familien der Doñas dunkelten so von Generation zu Generation nach, ohne dass die Lissabonner Instanzen dies hätten überprüfen oder gar verhindern können.

Die Lissabonner Bürokratie erfand noch eine weitere Variante der rassistischen Herrschaftssicherung in den Kolonien, die sog. „Waisen des Königs“. Dies waren besonders ausgewählte heiratsfähige junge Portugiesinnen aus den Waisenhäusern der Hauptstadt

Lissabon und der Hafenstadt Oporto. Jede von ihnen bekam eine Mitgift in Form eines mittleren oder kleineren Kolonial-Beamtenpostens für denjenigen Portugiesen, der sich entschloß, sie zu heiraten. Dieses System wurde besonders in den portugiesischen Eroberungen auf dem indischen Subkontinent systematisch und erfolgreich angewendet.

Auch im deutschen Kolonialismus stellte sich der Koloniallobby mit der zunehmenden wirtschaftlichen Erschließung der Kolonien nach ihrer militärischen Befriedung immer drängender die Frage nach einer zuverlässigen Art der Herrschaftssicherung. Wollte man die unterjochten Völker auf Dauer von der Teilhabe an Macht, Herrschaft und Reichtum ausschließen, so eignete sich nichts besser dazu, als sie aufgrund ihrer „Rasse“ auszuschließen. In diesem Fall allerdings hieß die Parole nicht nur „weiß“ zu sein, sondern „weiß und deutsch“.

Das „Problem“ erhielt seine hochexplosive Brisanz durch das stetige Anwachsen einer „Mischlingsbevölkerung“. Alle ehelich geborenen Kinder, die deutsche Männer mit Frauen der Kolonialvölker hatten, wären automatisch Deutsche geworden, hätten also auch alle staatsbürgerlichen und bürgerlichen Rechte der Deutschen besessen. Theoretisch hätte so eines Tages ein „Farbiger“ die Möglichkeit gehabt, zum Beispiel General der „Schutztruppe“, Polizeipräsident, Richter oder gar Gouverneur einer Kolonie zu werden. Solche Vorstellungen scheinen die deutsche Koloniallobby in Angst und Schrecken versetzt zu haben. Deshalb wurde ein sog. „Mischehenverbot“ erlassen. Allen an der Diskussion Beteiligten aber war klar, die „Verkaufung“ der männlichen Kolonialelite konnte letztlich nur durch ein ausreichendes „Angebot“ an weißen deutschen Frauen gelöst werden.

Die ersten unverheirateten Frauen, die über das Fraueneinwanderungsprogramm der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ reisen durften, trafen zu Beginn des Jahres 1898 in der Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ ein. Sie alle waren innerhalb kürzester Zeit verheiratet.

Im Gegensatz zu den Zuständen in den portugiesischen Kolonien, stand für die deutschen Kolonialfrauen jedoch fest: „daß eine deutsche Frau sich nicht ebenblütig verbindet, ist ausgeschlossen!“⁵ Allerdings schloß das nicht aus, daß deutsche Frauen sich von einheimischen Männern nicht angezogen gefühlt hätten – Hinweise darauf gibt es in ihren Büchern, im Gegenteil, in Hülle und Fülle. Aber wollten sie nicht

4 Ada Cramer: „Weiß oder Schwarz, Lehr- und Leidensjahre eines Farmers in Südwest im Lichte des Rassenhasses“, Berlin o.J. (1913).

5 Frieda Zieschank: Ein Jahrzehnt in Samoa, Leipzig 1918, S. 108.

von der Teilhabe an der Kolonialherrschaft ausgeschlossen werden, mußten sie strikt auf der Rassentrennung bestehen.

An Bewerberinnen für eine kostenlose Überfahrt bestand kein Mangel, im Gegenteil, nur ein kleiner Teil der interessierten Frauen konnte berücksichtigt und nach einer strengen Auswahl „verschickt“ werden. Wenn wir nun der Frage nachgehen, warum das Kolonialsystem so attraktiv für die Kolonialistinnen war, nähern wir uns bereits der dritten Entdeckung.

Dritte Entdeckung: Der Aufenthalt in den Kolonien bedeutete für die Kolonialfrauen gesellschaftlichen Aufstieg und eine ungeheure Aufwertung ihres Status – verglichen mit ihrem Status zuhause.

Die portugiesischen Kolonialherren hatten – wie wir gesehen haben – nachgeborenen Töchtern oder armen Waisen die Wege zu kolonialen Ehren eröffnet. Und auch die meisten der deutschen Frauen in überseeischen „Schutzgebieten“ entstammten eher den unteren Schichten, zumindest diejenigen, die über die Einwanderungsprogramme vermittelt wurden: Es handelte sich zumeist um Dienstmädchen oder Mädchen vom Lande, aber auch Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen oder Büroangestellte im gebärfähigen Alter. Für sie wurde der Aufenthalt in den Kolonien fast immer zu einem gesellschaftlichen Aufstieg. Manche nutzten die Chance und machten sich nach Ablauf ihrer Dienstverpflichtung selbständig als Schneiderinnen, Caféhausbesitzerinnen, Wäscherinnen oder Weißnäherinnen, stiegen in das Freizeitgeschäft für Angehörige der „Schutztruppen“ ein oder spekulierten an der Diamantenbörse von Lüderitzbucht. Die meisten allerdings verheirateten sich und stiegen damit auf in die Schicht der hoch geachteten „Pflanzergattinnen“. Eine von ihnen, Maria Karow, die in Okambahe, Südwafrika, lebte, sagte dazu: „Hier hat die deutsche Frau Gelegenheit, auf ihrem eigenen Gebiet, auf dem der Hausfrau und Mutter, mitzuarbeiten. Nirgends spielt die Hauswirtschaft eine größere Rolle als in einem solchen neuen Siedlungsland.“⁶ Und eine andere, Margarethe von Eckenbrecher, schwärmte: „Wohl nirgends sonst in der Welt wird uns deutschen Frauen von den Herren der Schöpfung so viel Verehrung entgegengebracht wie gerade in unseren Kolonien“⁷. Dort aber, wo wichtige kolonialpolitische Entscheidungen getroffen wurden, hatten sie nichts zu melden, dies waren reine Männer-

gremien. Eine Ausnahme war der Landwirtschaftsrat in der Kolonie Südwafrika, in dem nur die Frauen stimmberechtigt waren, die „in Ermangelung des Mannes“ eine Farmwirtschaft leiteten. Leitbild und Ideal aber war die deutsche christliche Hausfrau und Mutter, die zur Belohnung für ihre Unterwürfigkeit zu „Hüterinnen der Kultur“ stilisiert wurden und in dieser Rolle eine ungewöhnliche Aufwertung erfuhren. Wie die Frauen damit umgingen, führt uns zur nächsten Entdeckung.

Vierte Entdeckung: Die Kolonialfrauen bedankten sich für die ungewohnte gesellschaftliche Anerkennung mit äußerster Loyalität und glühendem Nationalismus.

Nicht nur spanische und portugiesische Kolonialistinnen beteiligten sich an der Verteidigung der Eroberungen. Auch in den deutschen Kolonien begriffen sich die weißen deutschen Frauen als „Herrinnen“ und waren deshalb bereit, „ihre“ Kolonie mit Haut und Haaren zu verteidigen.

Selbst wenn sie nicht selbst Hand anlegten, erwiesen sie sich als treue Komplizinnen ihrer Männer: „... unsere braven Jungen hatten keine Verluste,“ schrieb Emma Dorn in ihren Erinnerungen an die „Zeit des großen Aufstandes,“ der Herero und Nama in Südwafrika, „aber ihre Gewehre räumten unter dem Gegner tüchtig auf, wir sahen jeden Mann fallen...“⁸ Dass dies nicht einfach das Nachbeten eines Männerideals ist, sondern sie als Frau voll und ganz dahintersteht, bezeugt die Wahl ihrer Worte: vom aufräumen versteht die Siedlerin nämlich viel, denn aufräumen ist Teil ihrer Identität als Hausfrau.

Einzelne aber taten sich auch mit besonders spektakulären Heldenstücken hervor und erreichten damit zumindest tagespolitische Aktualität wie beispielsweise Margarethe Leue, „ein schlichtes Mädchen im Diakonissengewande,“ Als sich 1893 in der Kolonie Kamerun Widerstand regte, wurde sie mit einigen Männern in der Apotheke eingeschlossen. „Der kleine tapfere Trupp hielt sich in dem schwach gebauten Häuschen einen ganzen Tag: Die Schwester, als einzige Frau, trug unter fortwährendem Kugelregen mit umsichtiger Tapferkeit die Munition zu und übernahm die Sorge für die Verwundeten. Die schlimme Lage hinderte sie aber durchaus nicht, nach beendtem Aufstand ihre völlig verwüstete und zerschossene Station wieder zu beziehen – (...) – und späterhin, verheiratet, noch lange in der Kolonie zu leben. Solche Frauen, aufopfernd, tapfer und jeder Lage gewachsen, sind Pioniere, wie das Vaterland sie draußen brauchen

6 Maria Karow: *Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. Farmerleben in Südwaf nach dem Kriege*, Berlin 1911, S. 139.

7 Margarethe von Eckenbrecher: *Was Afrika mir gab und nahm, Erlebnisse einer deutschen Frau in Südwafrika 1902 – 1936*, Berlin 1940, S. 45.

8 Emma Dorn: *Frauenschicksale in Südwaf zur Zeit des großen Aufstandes in: Kolonie und Heimat*, VI. Jg., Nr. 36 und 37.

kann“⁹. Bild und Geschichte der Heldin gingen durch die gesamte Reichspresse.

In solch ungewöhnlichen Situationen wurden die Frauen also selbst dann akzeptiert, wenn sie ihren angestammten Platz verließen. Der aber war, wie könnte es anders sein, bestimmt durch die drei großen Ks: Kinder, Küche, Kirche. Und indem wir die Alltagssituation der Kolonialfrauen untersuchen, nähern wir uns der nächsten Entdeckung.

Fünfte Entdeckung: Es gibt einen spezifisch weiblichen Rassismus der Kolonialfrauen, dessen Wurzeln in ihrer Identität begründet liegt, der Identifizierung mit den Werten einer extrem von Männern dominierten und christlich-abendländischen Kultur.

Seit den Tagen der Konquista war die Überlegenheit der christlich-abendländischen Kultur das am meisten gebrauchte Argument, die überseeischen Eroberungen, Versklavung, Raub und Plünderungen zu rechtfertigen. Danach hatten die Europäer sich aufgemacht, den „Wilden“, die noch nicht lange zuvor als „edle Wilde“ von einigen Philosophen als „ursprünglich, tugendsam, sanft und moralisch“ charakterisiert worden waren, „Kultur“ und „den rechten Glauben“ zu bringen. Ausgestattet mit diesem christlichen Sendungsbewusstsein, strömten auch Heerscharen von Missionarinnen aller Glaubensrichtungen in alle Winkel der Erde.

Aber es gibt auch noch eine ganz spezifisch weibliche Variante dieses kulturellen Hochmuts. In der uns bekannten Geschichte waren und sind Frauen in Abgrenzung zu Männern „das andere Geschlecht“. In ihrem Bewusstsein aber spiegelte sich das nur selten wider. Vielmehr identifizierten Frauen sich gerade im Kolonialismus im wesentlichen mit ihrer kulturellen Herkunft. Das „Andersein“ setzten die Frauen der Eroberernationen in der Kolonialgeschichte fast immer gleich mit „Bessersein“ auf sich selbst bezogen und mit „Minderwertigsein“ auf die „anderen“ Frauen (der eroberten Nationen) bezogen. Als Legitimation musste dabei ihre pedantische Haushaltsführung erhalten. Die Vorurteile, die die deutschen Kolonialistinnen in zahlreichen populären Veröffentlichungen verbreiteten, halten sich zum großen Teil bis heute. Sehen wir uns einige davon näher an:

Erste Behauptung: „Sie sind schmutzig und stinken“

Während Clara Brockmann „ihrem“ Mädchen Elli niemals andere Küchenarbeit als die Teezubereitung erlaubte („nicht einmal beim Kuchenbacken durfte sie

den Teig rühren,“) und niemals aus einer Tasse oder einem Glas trank, das nachdem es „der Eingeborene“ bereits gereinigt hatte, nicht noch einmal unter fließendem Wasser abgespült worden war, starrten „Eingeborenenweiber“ für Lydia Höpker vor Schmutz und „rochen auf ein paar Meter Entfernung“. Sollten bei irgend jemand Zweifel aufkommen, führten sie – sozusagen als Trumpfkarte – an, „dass man bei der schwarzen Hautfarbe gar nicht einmal immer das Vorhandensein von Unsauberkeit genau feststellen kann“. Solcherlei Behauptungen wurden von deutschen Frauen immer wieder und in endlosen Variationen verbreitet. In der Heimat konnte dieses Vorurteil auf fruchtbaren Boden fallen, gerade bei Frauen, weil auch die meisten deutschen Hausfrauen Wert auf Sauberkeit legten, weil eine „ordentliche Haushaltsführung“ ihr ganzer Stolz war und sie daraus ihre Identität als Frau bezogen. Die Beispiele leuchteten deshalb ein und das Vorurteil konnte leicht übernommen werden.

(„Bei euch sieht es ja aus wie bei den Hottentotten!“ war ein Spruch, der noch in meiner eigenen Schulzeit gelegentlich auftauchte).

Zweite Behauptung: „Sie sind hässlich“

Als abhängige Anhängsel ihrer Männer betrachteten die kolonialen Siedlerinnen jede andere Frau als eine mögliche Konkurrentin um den Mann – in der Lage, in der sie sich befanden, aus ihrer Sicht unter Umständen eine existenzbedrohende Situation. Jede Frau, die auf Grund ihrer „Hässlichkeit“ als Konkurrentin ausschied, hob nicht nur das Selbstwertgefühl der Jurorin, sondern sicherte ihren ökonomischen und gesellschaftlichen Status. Selbst wenn ihnen die Argumente ausgingen, wie z.B. Frieda Zieschank, die ihrem Mann, einem Arzt, nach Samoa gefolgt war und nicht umhin konnte, die Inselbevölkerung „schön“ zu finden, gilt wenigstens noch, dass Frauen „farbiger Stämme“ so schön sie auch immer sein mögen, „den Vergleich mit der weißen Frau nicht aushalten, im einzelnen sowohl wie im ganzen...“¹⁰

Dritte Behauptung: „Sie sind dumm“

Bezeichnenderweise speisen sich diese Behauptungen fast ausschließlich aus Beispielen, die sich auf die Fertigkeiten der deutschen Hausfrauen beziehen, wie z.B. auf Nähen, Spülen, Waschen, Plätten und Legen der Wäsche, etc. Ihr Wissen und Können wurde als allgemein gültige Norm betrachtet. Die Frage, wie die deutschen Siedlerinnen sich beim Bau eines Pontoks, beim Flechten von Körben, Töpfnern, Bierbrauen oder der Herstellung von Rindenstoffen angestellt hätten – alles Handwerke, die die afrikanischen Frauen

⁹ Leonore Nießen-Deiters: Die deutsche Frau im Auslande und in den Schutzgebieten, Berlin 1913, S. 70

¹⁰ Frieda Zieschank: Ein Jahrzehnt in Samoa, Leipzig 1918, S. 23.

meisterinnenhaft beherrschten – stellten sie sich erst gar nicht.

Vierte Behauptung: „Sie sind faul, dreist, heimtückisch, sie lügen und stehlen“

Dies sind alles Behauptungen, die an den verlogenen Idealen und der Scheinmoral der Kolonialgesellschaft gemessen wurden, denn es waren in Wirklichkeit die Deutschen, die ungefragt in fremde Länder eingedrungen, den dort lebenden Völkern Land, Vieh und Bodenschätze geraubt, die gebrandschatzt und gemordet, die Menschen versklavt hatten. Als Teil der Kolonialelite stellten die Kolonialfrauen die Wahrheit ungeniert auf den Kopf. Und so wird denn auch die angebliche „Faulheit“ nicht als das verstanden, was sie in Wirklichkeit war, nämlich Arbeitsverweigerung und damit eine Form des Widerstandes.

Fünfte Behauptung: „Sie sind kokett, hinter weißen Männern her und ruinieren diese in jeder Beziehung“

Hier wird die Sexuale Konkurrenz noch deutlicher, die sich teilweise bis zu offenem Hass steigerte. Dazu eine Kostprobe: Ein weißer „Herr“ trifft auf „eingeborene Weiber“. Er „wich zurück vor den stinkenden Leibern, die sich noch nie gewaschen hatten und an denen die Brüste herabfielen wie schwarze Schalen einer Frucht“. So hätte es die Schreiberin, Margarete Kierstein¹¹ wohl gerne gehabt. Die Wirklichkeit aber sah ganz anders aus – es hätte sonst ja keines Mischehenverbots bedurft! Doch auch auf diese Wirklichkeit ließen sich die deutschen Kolonialfrauen nicht ein.

Die fremden Frauen stellten für sie gleichzeitig eine Bedrohung und eine Herausforderung dar: Es waren „wilde“ Frauen, das heißt, sie waren nicht durch die patriarchalisch-bürgerliche Schule der Frauenunterdrückung gegangen und entsprachen daher nicht dem Ideal der gezähmten Frau, die ihre eigene Unterdrückung verinnerlicht hatte und zur Hausfrau, Gattin und Mutter geschrumpft war. Wo sie sich weigerten, den Kolonialherren Kinder als zukünftige Arbeitsklaven zu gebären, verweigerten sie ihnen die Verfügung über ihre weibliche Produktivkraft, die Fähigkeit, Kinder zur Welt zu bringen. Und während die weiße Welt zur Kenntnis nahm, dass die Frauen der Kolonialvölker Gebärstreik als Mittel des Widerstandes einsetzten, abtreibende Mittel und Methoden kannten und anwandten, gab es für die weißen deutschen Frauen in den Kolonien nur eines: möglichst viele Kinder zu gebären. So mussten die deutschen Frauen unweigerlich daran erinnert werden, dass sie die Verfügung über den eigenen Körper längst nicht mehr besaßen. Sie aber verdrängten diese Herausforderung

11 Margarete Kierstein: *Trommeln tönen durch die Wildnis*, Breslau 1935, S. 6.

und beantworteten sie mit Beleidigung, Verachtung, Versklavung und Misshandlung der einheimischen Frauen.

Auch aus den zahlreichen Schilderungen der Missionarinnen geht im übrigen hervor, dass es vor allem darum ging, die Nacktheit und die Sexualität der unterjochten Frauen zu zähmen. Für „Frau Missionar Wolff“ von der „Berliner Mission“ in „Deutsch-Ostafrika“ war es „natürlich“ ihre „erste Sorge“, die Mädchen, die zu ihr auf Arbeitssuche kamen, „zu kleiden und wenigstens den Versuch zu machen, Schamgefühl in ihnen zu wecken“¹². Margarethe von Eckenbrecher aus Südwestafrika berichtet von einem besonderen Sonntagsbrauch: „Das Schönmachen bestand bei den jungen Mädchen des Ortes im Anlegen einer weißen Leinenbinde um die Stirn. Diese Binde stellte das Symbol der Keuschheit dar, es war von einem Missionar eingeführt. Ließ sich eine Jungfrau etwas zuschulden kommen, was öffentliches Ärgernis erregte, dann trat der Rat der Ouderlinge (Kirchenältesten) unter Vorsitz des Missionars zusammen. Den folgenden Sonntag wurde dann dem Mädchen vor den Augen der andächtig sittlich entrüsteten Gemeinde die weiße Binde von der Stirn genommen. Sie musste Schule und Kirche fernbleiben, bis sie bereute, dazu hatte sie sechs Wochen Zeit. Die weiße Binde durfte sie niemals wieder tragen.“¹³

Ja, sie begriffen sich als das Maß aller Frauen: weiße, deutsche Hausfrauen. Die enge, kleinkarierte, provinzielle, heuchlerische Auffassung von dem, was gut und böse, ordentlich, sittlich, weiblich war, ließ sie andere Frauen demütigen, ja vernichten. Was immer sie an fanatischem, sexistischem und rassistischen Hass zu bieten hatten, es waren vor allem die Frauen der kolonialisierten Völker, über die sie ihn ergossen. Ihr offener Kulturhochmut machte sie blind. So kam es ihnen nicht in den Sinn, ihre Situation als Frauen zu überdenken, die eigene unwürdige Lage zu erkennen. Denn, keine Frage, in ihren Familien und in ihrer Gesellschaft gaben die Männer den Ton an. Indem sie sich aber mit den Zielen und Werten ihrer Herren identifizierten, verdrängten sie nicht nur ihre eigene Unterdrückung, sondern richteten ihre Frustrationen auf die noch schwächeren AfrikanerInnen und beraubten sich außerdem der Chance, den Aufenthalt unter fremden Völkern als Lernprozess für sich zu nutzen. Stattdessen brachten sie Unheil und Unrecht, machten sie sich mitschuldig an der Unterwerfung

12 Frau Missionar Wolff: *Die Nähsschule auf Tandala in: der Njassabote*, Organ des Njassabundes evangelischer Jungfrauenvereine für weibliche Krankenpflege der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika: Nr. 19, 5. Jg., Juli 1909.

13 M. v. Eckenbrecher, a.a.O. S. 48 f.

und Ausbeutung der Kolonien, der Zerstörung und dem Untergang ganzer Völker und Kulturen. Es war für sie nur ein kleiner Schritt von der Verinnerlichung der eigenen Unterordnung unter die Führungskraft des Mannes darauf zu schließen, dass es nur „natürlich“ sei, wenn auch ganze Völker dieser Führung unterstellt wurden.

Sechste Entdeckung: Die Spuren der Deutschen in ihren Kolonien fördern ein Bild zutage, das wie ein Mikrokosmos vorweg nahm und ankündigte, was nur wenig später den europäischen Kontinent blutig und in grauvollen Dimensionen erschüttern sollte.

Überall in den deutschen Kolonien herrschte ein chronischer Mangel an Arbeitskräften. Dieser gründete zum einen auf der massiven Weigerung der einheimischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten, für die neuen Herren zu arbeiten, zum anderen wirkten sich die Folgen der heftigen und blutigen Kolonialkriege aus, ebenso wie die hohe Flucht- und Todesrate unter den verschleppten, entwurzelten Zwangsarbeitern. Aber auch der Gebärstreik zeigte seine Wirkung, den viele der kolonialisierten Frauen als ihre ureigenste Widerstandswaffe einsetzten. Eines der wichtigsten Probleme in den deutschen Kolonien bestand also in der Rekrutierung einer ausreichenden Anzahl von Arbeitskräften.

Teil der Lösung dieses Problems war der Einsatz von Kriegsgefangenen. Sie wurden Bergwerksgesellschaften, Plantagen und Farmen als Arbeitskräfte zugewiesen und außerdem für öffentliche Arbeiten eingesetzt. Der Anteil von Frauen und Kindern unter ihnen war hoch. Bei den Herero in Südwafrika zum Beispiel, begleiteten die Frauen mit ihren Kindern nach alter Tradition die Männer in den Kampf. Sie wurden von den Deutschen genauso gefangen genommen wie ihre Männer. Oft aber wurden Frauen und Kinder gezielt geraubt, als Geiseln gehalten, um die dazugehörigen verwandten Männer entweder zusätzlich oder stellvertretend für sie als Arbeitskräfte zu erpressen. Durch Flucht(versuche), Arbeitsverweigerung, Sabotage versuchten sich die Zwangsrekrutierten aufzulehnen, zur Wehr zu setzen, Widerstand zu leisten.

Den weißen deutschen Kolonialfrauen war diese Situation bewusst und sie unterstützten die Politik ihrer Männer auch in dieser Frage ohne Wenn und Aber. „Das Land ist über Erwarten schön und fruchtbar, zum Teil schwerer Weizenboden, überall dichte, üppige Weide und viel Baumwuchs“, schwärmte Ada Cramer in ihren Erinnerungen. „Doch davon, dass vor wenigen Jahren ein zahlreiches Volk das Land bewohnt hatte, war nicht mehr das geringste

zu spüren“¹⁴. Das einstmals „zahlreiche Volk“ waren die Herero. Gegen sie, die wie zahlreiche andere Völker der eroberten Gebiete um Freiheit und Unabhängigkeit kämpften, hatten die Deutschen mit General Lothar von Trotha an der Spitze einen „totalen Krieg“ geführt. 1884 wurde die Kolonie Südwest zum deutschen „Schutzgebiet“ erklärt; 1892 waren die Herero auf circa 80 000 Köpfe geschätzt worden. Nach einer offiziellen Statistik von 1909/1910 lebten noch 19 962 von ihnen. Etwa 3000 war die Flucht nach Betschuanaland gelungen. Alle anderen waren entweder erschossen oder in die Wüste getrieben worden und sind dort elend zu Grunde gegangen.

Die Kolonialistinnen jedoch bewegten lediglich die Auswirkungen auf ihr Problem, genügend Arbeitskräfte zu finden: „Große Not hatten wir, vom Distriktsamt die nötigen Eingeborenen zu bekommen. Schließlich erhielten wir drei Männer, Hereros, fünf Frauen und sechs Kinder im Alter von 7 – $\frac{3}{4}$ Jahren. Diese Leute waren eben eingefangen worden, hatten sich dabei zur Wehr gesetzt und geschossen, wobei 7 Leute von der Werft getötet wurden“, konstatierte zum Beispiel Ada Cramer ohne jeden weiteren Kommentar¹⁵.

In der Kolonialszene hieß es die „Arbeiterfrage“ und zu ihrer Beantwortung ließen sich die Deutschen spezielle Methoden einfallen. In allen deutschen Kolonien war neben dem Einsatz von Kriegsgefangenen Zwangsarbeit für die einheimische Bevölkerung die Regel. Die deutsche Kolonialverwaltung fand vielerlei Mittel und Wege, sie durchzusetzen, oft genug auf dem „sauberen“ Verwaltungsweg. So wurden zum Beispiel am 18. August 1907 im kolonialen Südwafrika Verordnungen erlassen, die für die afrikanische Bevölkerung u. a. das Verbot von Landerwerb und Viehhaltung, die Einführung von Passgesetzen und einer „geregelt“ Kontraktarbeit beinhalteten.

Das Verbot von Landerwerb und Viehhaltung beraubte die schwarzen Völker der Kolonie ihrer eigenständigen traditionellen Existenzgrundlage; sie mussten so zu Lohnsklaven für die Weißen werden. Zum Vergleich: Nach dem Reichserbhofgesetz vom 29.9.1933 konnte niemand deutscher Bauer sein, „wer unter seinen Vorfahren väterlicher- oder mütterlicherseits jüdisches oder farbiges Blut hat“.

14 Ada Cramer, a.a.O.

15 Ada Cramer, a.a.O.

Diese „Eingeborenenverordnungen“ waren die Keimzelle der Apartheid und erinnern aus heutiger Sicht fatal an die nur wenige Jahre später erlassenen „Judenverordnungen“:

- Passmarken, die alle Afrikaner in „Süd-West“ vom achten Lebensjahr an tragen mussten, an den Judenstern,
- von der Verwaltung eingesetzte Dorfvorsteher an Judenräte, Zwangsansiedlung in Ghettos hier wie dort...
- „Suum cuique“ (zu deutsch: „Jedem das Seine“) stand in ehernen Lettern über der Zufahrtsstrasse nach Katutura, dem Schwarzenghetto von Windhuk – kein weiter Weg von hier bis zum eisernen Motto am Eingangstor des Konzentrationslagers Buchenwald, „Jedem das Seine“... Der Kolonialismus benutzte vorhandenen Rassismus als Legitimation („denn die Reinerhaltung der deutschen Rasse allein gewährleistet uns, dass die Kolonie deutsch bleibt in ihrem innersten Wesen.“¹⁶). Er verstärkte vorhandene latente rassistische Ideologien und Vorurteile und brachte neue hervor.

Urteile „zur Frage der reinlichen Rassenscheidung“ wurden bereits in der Kolonie Südwest gefällt. („... derjenige sei als Eingeborener zu betrachten, dessen Abstammung von Eingeborenen nachzuweisen sei.“¹⁷)

- Die Ähnlichkeit mit den Urteilen späterer Nazi-Gerichte zum sog. „Ariernachweis“ ist frappierend, wie auch
- der Sprachgebrauch: Schutzgebiet, Schutztruppe, Schutzhaft, Schutzstaffel, bekannter unter dem Kürzel SS...

Ein fließender Übergang.

Siebte Entdeckung: Frauen waren immer „Kinder ihrer Zeit“ und haben bewusst und unbewusst kolonialistische und/oder rassistische Vorurteile übernommen und verbreitet.

Wie sehr Frauen – auch wenn sie nicht direkt in den Kolonialismus verstrickt waren, doch im kolonialen und rassistischen Denken ihrer Zeit gefangen blieben, lernen wir aus zahlreichen Beispielen von Frauen im Deutschen Reich.

Da sind zunächst die offenen Propagandistinnen, die den „kolonialen Gedanken“ offensiv vertreten wie beispielsweise im „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft“, 1908 von Adda von Liliencron und anderen „Kolonialfreundinnen“ gegründet oder im „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien“, später umgetauft in „Deutscher Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien“. Neben der Rekrutierung von auswanderungswilligen Frauen warben sie für „den kolonialen Gedanken“ durch Ausstellungen, Reden, Spendensamm-lungen,

Veröffentlichungen aller Art. Die meisten dieser Frauen entstammten Familien, die ein direktes Interesse am Besitz und Erhalt von deutschen Kolonien hatten.

Aber auch die frauenbewegten Frauen jener Zeit akzeptierten auf ihren internationalen Kongressen widerspruchslos, dass Europäerinnen sich als „Vertreterinnen“ der Frauen anderer – der unterworfenen – Nationen präsentierten, dass zur Entspannung nach den hitzigen Strategiediskussionen gemeinsam sog. „Völkerschauausstellungen“ besucht wurden, wie z.B. in Berlin 1896 die Kolonialausstellung, auf der neben Produkten auch Menschen aus den Kolonien ausgestellt waren oder ein Jahr später auf dem Brüsseler Kongress die „Kongoausstellung“. Hagenbecks Völkerschauausstellungen waren ein allgemein akzeptiertes Vergnügungsangebot, das „stärkste Anziehungskraft auch auf die breiten Massen ausübte“, wie zeitgenössische Zeitungen schrieben – also durchaus akzeptabel für die sonst so kritischen, aufmüpfigen Frauen.

Kinder ihrer Zeit waren auch die sozialdemokratischen Frauen, darunter die ersten weiblichen Abgeordneten. Marie Juchacz, zum Beispiel, die zeitweise für die Schriftleitung der Frauenzeitung „Die Gleichheit“ verantwortlich war, stellte sich in ihrem Aufsatz „Friedensvertrag und Kolonialarbeit“ offen auf die Seite der Befürworter von deutschem Kolonialbesitz: „Auch in unseren Reihen rang sich der Gedanke durch“, schrieb sie, „dass ein Siebzigmillionen-Volk mit starker industrieller Entwicklung Kolonien braucht...“ Und Clara Bohm-Schuch, eine Fraktionskollegin der Marie Juchacz, lehnte zwar Kapitalismus und Imperialismus ab, aber nur, um die Sozialisten zu auserwählten „Kulturträgern“ zu ernennen. Ein sozialistischer Staat, sagte sie, könne nicht auf Kolonialbesitz verzichten. Aber, so fuhr sie fort, „der Sozialismus allein ist... auch berufen, die Kulturarbeit durchzuführen, die in fremden Erdteilen geleistet werden muss...“ Dies fand zu einer Zeit statt, in der Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg seine Territorien in Übersee bereits verloren hatte. Mit dem Kolonialbesitz, so das vorherrschende Zeitgefühl, sollte das geschlagene Deutschland wieder in die Reihen der starken europäischen Staaten eingegliedert und das verletzte Nationalgefühl der Deutschen rehabilitiert werden.

Obwohl durch völkerkundliche und andere Kolonialwissenschaften die Eigennamen der unter europäischen Gewalt lebenden Völker durchaus bekannt waren, wurden die Menschen der Südsee im volkstümlichen Sprachgebrauch zu „Kanaken“, die

¹⁶ Maria Karow, a.a.O. S. 139.

¹⁷ Kolonie und Heimat Nr. 32 (1912).

Südwestafrikas zu „Kaffern“ oder „Hottentotten“, immer gebraucht als Synonyme für Rückständigkeit, Dummheit, „Untermenschentum“. „Wir wollen keine Kaffern mehr sein“, kann deshalb die jüdische Dichterin Else Lasker-Schüler, die später selbst vor den rassistischen Nazis fliehen musste, 1920 ungeniert ausrufen, als sie mit ihren Dichterkollegen wegen zu geringen Verzehrs aus ihrem Stammcafé hinausgeworfen wurde. Relikte dieses volkstümlichen kolonialistisch-rassistischen Sprachgebrauchs haben sich bis in unsere Tage erhalten, genauso wie die Gleichsetzung von „schwarz“ mit „böse, schlecht und unheilvoll“.

Vergessen wir in diesem Zusammenhang aber auch nicht, dass sich zu allen Zeiten Wissenschaftler und Ideologen eifrig dazu bereit finden, ideologische Modeströmungen mit zu gestalten und wenn nicht zu kreieren, sie doch „wissenschaftlich“ zu untermauern¹⁸. Die Ideengeschichte des Rassismus legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Erinnern wir uns – um nur ein Beispiel zu nennen – an das Vorurteil der Kolonialistinnen vom „Gestank der Neger“. Sie befinden sich damit in bester „wissenschaftlicher“ Gesellschaft: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nämlich bastelten „Wissenschaftler“ aus der Verknüpfung von „Rasse“ und Geruch eine eigene Ideologie. So nannte zum Beispiel der Sexualforscher und Medizinhistoriker Iwan Bloch 1900 das „Negerproblem“ eine „Geruchsfrage“ und der deutsche Biologe und Gründer des Wiener Zoos Gustav Jäger verband 1881 den „Ursprung der Seele“ mit den „alles Leben und Denken bestimmenden, in chemischen Prozessen erzeugten Gerüchen“¹⁹. Den „jüdischen Geruch“ hielt Jäger im übrigen für „besonders unangenehm“.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten brachte für den kolonialen Frauenbund endlich das Verständnis, das er sich immer gewünscht hatte. Und das, so stand in seinem Jahresbericht 1933/34 zu lesen, verdankte er einzig „unserem Führer Adolf Hitler“. Die Eingliederung des Bundes in den nationalsozialistischen „Reichskolonialbund“ vollzog sich reibungslos. Für Frauen, die sich in den Kolonien zu „Herrenmenschen“ erklärt hatten, war die Denk-Kategorie „Untermensch“ nichts Neues, sie erweiterten sie einfach: neben den „Kanaken“, „Hottentotten“ und „Kaffern“ gehörten dazu jetzt eben auch Juden, Polen, Sintis...

18 Deutsche Anthropologen wie Eugen Fischer, Felix von Luschan, Friedrich von Fülleborn oder August Hirt, z.B., betrieben oder benutzten anthropologische Feldforschungen in/aus den deutschen Kolonien, die unter dem Naziregime in praktische „Rassenhygiene“ umgesetzt wurden.

19 zit. Bei George L. Mosse: „Rassismus, ein Krankheitssymptom in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“, Königstein 1978, S. 104.

Noch ein Nachtrag:

Erst vor wenigen Jahren ist das Kapitel „Schwarze im Nationalsozialismus“ endlich auch in das Blickfeld deutscher Historiker gerückt. Rassistisches Gedankengut, Schmierereien und Überfälle auf Schwarze aber sind in Deutschland auch noch im 21. Jahrhundert traurige Wirklichkeit. Und wer genauer hinsieht undinhört, entdeckt auch in der aktuellen Diskussion über die Werte der „westlichen“, christlich-abendländischen Kultur in Abgrenzung zum Islam nur zu oft wieder westlichen Fundamentalismus und kulturellen Hochmut²⁰ und beklemmende, erschreckende Argumente - wie das Echo aus einer fernen, untergegangenen geglaubten Epoche... Solange wir Menschen, die „anders“ sind, sei es in Bezug auf Geschlecht, Herkunft, Aussehen, kultureller, sozialer oder religiöser Andersartigkeit nicht als gleichwertig akzeptieren und als Bereicherung menschlicher Vielfalt werten, solange wird auch Rassismus in allen Formen in unseren Köpfen und Herzen weiter bestehen.

Martha Mamozai ist Autorin des Buches „Schwarze Frau, weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien“.

20 vgl. z.B. nur den unsäglichen Begriff der „Leitkultur“.

Statisten ihres eigenen Alltags. Townshiptouren in Kapstadt als Herausforderung für die Tourismuskritik

Chandra-Milena Danielzik und Romin Khan

Zuerst erschienen in iz3w Nr. 291, März 2006, mit dem Schwerpunkt: Entdecken, Erobern, Erholen – (Post-) Koloniale Reisebilder. Aus der Rubrik FernWeh. <http://www.iz3w.org>

Die touristischen Blicke auf Südafrika sind seit der Umbruchsstimmung 15 Jahre nach dem formalen Ende der Apartheid nicht mehr nur auf reine Wildnis und Folklore beschränkt. Längst gesellt sich zu den Kolonialstilsafaris auch eine neue Form der Geschichtsbegehung: eine Tagestour in die Townships. Dabei kann ein Besuch der Schwarzen Townships durchaus auch als angemessene aktive Erinnerungspolitik realisiert werden.

„Wo sonst benutzen Schwarze und Weiße heute noch getrennte Eingänge?“ Die staatliche Fluglinie Südafrikas bezieht sich mit diesem Slogan ihrer Anzeige provokativ auf die umkämpfte Geschichte des Landes und bewirbt eine 13tägige Rundreise mit einem Foto des Eingangs zum Apartheid-Museum in Johannesburg. Die Anzeige spiegelt einen generellen PR-Trend der südafrikanischen Tourismusindustrie wieder. Geworben wird nicht mehr nur mit wilden Tieren für den Safari-Tourismus. Auch die Geschichte der Apartheid und ihrer Resultate verwandelt sich zu einer Ressource im globalen Wettbewerb der Urlaubsziele. Die entwürdigende Politik der „Rassentrennung“ wird zur touristischen Attraktion.

Dabei „erfährt“ man die Realität der Apartheid nicht erst durch den Besuch in einem der in den letzten Jahren neu entstandenen Museen. Besonders eindrucksvoll zeigt sich dies in Kapstadt, dem beliebtesten Touristenziel in Südafrika. Auf dem Weg vom Flughafen in das Stadtzentrum passieren die UrlauberInnen die zahlreichen Wellblechhütten der Townships entlang der Autobahn. Die Fahrt endet zumeist in der am Tafelberg gelegenen Innenstadt mit ihrem kolonialarchitektonischen Stadtkern, den Hotels, Shopping-Malls und Stränden. Somit realisiert sich das Versprechen auf Abwechslung zumeist anders, als es der Werbespruch der Südafrikanischen Tourismusbehörde „Die ganze Welt in einem Land“ impliziert. Denn den

TouristInnen wird vor Augen geführt, dass Südafrika die Vielfalt der Welt nicht nur hinsichtlich Natur und Menschen widerspiegelt, sondern die Vielfalt auch ähnlich einer Miniaturisierung des Nord-Süd-Konflikts strukturiert und organisiert ist.

Township à la carte

Die ersten Townships entstanden bereits Anfang des letzten Jahrhunderts. Sie fungierten als Auffangbecken für Schwarze¹, die aus den Innenstädten vertrieben und umgesiedelt wurden oder sich im Zuge der Arbeitssuche in den Städten niederlassen wollten. Mit der Einführung der Apartheid 1948 wurden die rassistischen Ausbeutungsverhältnisse in Südafrika endgültig in die Stadtstruktur eingeschrieben. Die Innenstädte wurden für die Weiße Minderheit reserviert, während die Townships am Rande der Städte als Reservoirs für die ökonomisch benötigte billige Schwarze Arbeitskraft konzipiert waren. Sie blieben von einer sozialen Infrastruktur weitgehend abgeschnitten. Daher müssen die Townships und die Weißen Wohnorte in der Innenstadt als zwei Seiten derselben Medaille begriffen werden, als zwei Räume, die sich gegenseitig bedingen und in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen.

In den letzten Jahren hat die boomende Tourismusindustrie in Südafrika das Township als touristisch verwertbare Sehenswürdigkeit entdeckt. Neben dem Besuch von Wildparks, dem Golfspielen und der Erfahrung von sportlichen Extremerlebnissen sind geführte Township-Touren heute ein weiteres Muss im Besuchsprogramm vieler TouristInnen. Diese Touren werden zumeist von denselben kommerziellen Veranstaltern organisiert, die auch Shark-Diving oder

¹ Wir verwenden die Großschreibung der Begriffe wie „Weiße“ und „Schwarze“, um die soziale Konstruktion der Kategorien zu unterstreichen. In Südafrika war die Konstruktion dieser Kategorien ein Jahrhunderte langes, umkämpftes Projekt mit folgenschweren sozialen Implikationen.

Bungee-Jumping anbieten. Dieser Umstand wirkt sich auch auf die Bewerbung und Gestaltung der Touren aus. Gerade in Kapstadt werden die Touren als eine Möglichkeit angepriesen, mit dem „authentischen, wahren“ Afrika in Kontakt zu kommen. Schließlich entsprechen das Weiße Stadtzentrum und die sonstigen touristischen Hotspots kaum den klischeehaften Vorstellungen der europäischen TouristInnen über afrikanische Städte. Auf der einen Seite ist dies zwar der zentrale touristische Standortvorteil Kapstadts gegenüber anderen südafrikanischen Städten, auf der anderen Seite wird dieser Umstand aber auch als Mangel an Authentizität wahrgenommen. Denn ein Urlaub in Afrika ruft bei vielen TouristInnen das Bedürfnis nach Abenteuern, wilden Tieren, Armut und Exotik auf. Die reale Geschichte des Landes nicht auszuklammern, sondern in das touristische Erlebnis einzubinden, kann jedoch auch als Strategie der Anknüpfung an ein durchaus kritisches Geschichtsbewusstsein vieler Reisender verstanden werden. Die Veranstalter versuchen diese durchaus ambivalenten Erwartungen in ihrer Vermarktungsstrategie aufzugreifen und strukturieren die Fahrten dementsprechend.

Kontrollierte Begegnung

So erfüllen die Touren zudem den immer währenden Anspruch der TouristInnen, sich jenseits der ausgetretenen Pfade zu bewegen und etwas Neues erleben zu wollen. Die Tour wird von den TeilnehmerInnen als Entdeckungsreise in einen Bereich wahrgenommen, der ihnen aufgrund des angenommenen Sicherheitsdefizits vorher nicht zugänglich schien. In der Weißen Öffentlichkeit werden die Townships als Brutstätten von Gewalt und Kriminalität begriffen. Es sind Orte, „um die man möglichst einen Bogen machen und an denen man nur tagsüber vorbeifahren sollte“. Diese paranoide Angst überträgt sich häufig auf die TouristInnen. Die Garantie der Sicherheit wird so von den Veranstaltern als ein zentraler Vorzug der Touren kommuniziert, andere Möglichkeiten des Besuchs erscheinen ausgeschlossen.

Um die TouristInnen trotz der vermeintlichen Gefahren dennoch zu überzeugen, wird von den Veranstaltern aufwändig der Versuch betrieben, den Townships ein anderes Image zu geben. Das Erleben von Ubuntu, einer sozialen Praxis und kommunitärer Gesellschaftskonzeption, wird dem Negativimage entgegeng gehalten. Das Xhosa-Wort bedeutet in etwa „Zusammengehörigkeit“ und wird von verschiedenen AkteurInnen benutzt, um die starke Ausprägung von Kollektivität und Solidarität in Schwarzen südafrikanischen Communities zu erklären. Doch im Kontext der Werbung für die Townshiptouren wird das Konzept auf eine versprochene Erfahrung von Gastfreund-

schaft, Offenheit und ausschweifenden Parties reduziert. Die komplexe Wirklichkeit in den Townships, in denen Gewalt und Kriminalität, aber auch Solidarität und Gemeinschaftsgefühl zusammenwirken, kann so kaum erklärt werden.

Der Sicherheitsdiskurs, aber auch die spezifische Repräsentation von afrikanischer Kultur, tragen eher zu einer Markierung des „Anderen“ bei, als dass die Touren ihren erklärten Anspruch auf Verständigung und Austausch einlösen können.

Der Ablauf der Touren ist trotz der unterschiedlichen Veranstalter, die in Kapstadt fast immer Weiß sind, weitestgehend standardisiert. Zumeist werden die TeilnehmerInnen in der Innenstadt von den aus den Townships kommenden Tourguides in einem Minibus abgeholt und besuchen an einem halben Tag die Wellblechhütten einiger Familien, eine Schule und eine Shebeen (ehemals illegale Kneipe). Weitere Stationen sind einE Sangoma (traditionelleR MedizinerIn), ein Aussichtspunkt, Kunsthandwerksläden und ehemalige Arbeiterbaracken.

Insbesondere der Besuch einer Schule ist mit einer nahezu tragischen Ambivalenz behaftet. Die Chris-Hani-Schule in Langa besteht lediglich aus ein paar größeren Wellblechhütten, die sich nicht auf einem eigenen Schulgelände, sondern inmitten von Wohnhütten befinden. Von den Townshiptour-BesucherInnen erhofft sich die Schule die einerseits nötigen Geldspenden, begibt sich damit andererseits in ein Abhängigkeitsverhältnis und unterliegt als touristischer Attraktion dem permanenten Zwang, etwas darbieten zu müssen. Fast täglich erreichen Minibusse mit Township-TouristInnen die Schule und besuchen den Unterricht. Bereits an die TouristInnen gewöhnt, grüßen die SchülerInnen recht gleichgültig mit einer eingeübten Formel. Die Township-BesucherInnen können den Kindern über die Schultern schauen und sie beim Lernen beobachten. Wie sich die Kinder in dieser Situation fühlen, abgesehen davon, dass der Unterricht durch die Unterbrechung beeinträchtigt wird, bleibt ungeachtet. Sie werden zu Objekten touristischen Interesses und Mitleids, Statisten ihres eigenen Alltags.

Auf der begleiteten Tour liegt außerdem ein Geschäft, in dem eigens für den Geschmack der TouristInnen angefertigtes Kunsthandwerk verkauft wird. Die Waren entsprechen den europäischen Erwartungen an „landestypischen“ Mitbringeln. Aus Perlen gefertigte Schlüsselanhänger, Figuren und Ketten fungieren als Repräsentanten von Ethnizität, Kultur und Authentizität.

Africa? I've seen it!

Einige Township-BewohnerInnen versuchen mittels innovativen Geschäftsideen der fremdbestimmten Funktion als bestauntes Objekt zu entkommen und an der boomenden Tourismusindustrie in Kapstadt teilzuhaben. In Khayelitsha, dem zweitgrößten Township Südafrikas außerhalb Kapstadts, wurde eine Pension für TouristInnen mit dazugehöriger Kneipe sowie ein Saal mit Kapelle eröffnet, der für Hochzeitsfeiern zu mieten ist. Doch sind die TouristInnen nur schwer davon zu überzeugen, sich jenseits einer „gesicherten“, begleiteten Tour in einem Township zu bewegen.

Auf der Tour haben die Besucher die Illusion, in direkten Kontakt mit der Armut zu treten. So kommt es vor, dass sie bei schlechtem Wetter durch den Matsch laufen müssen, vorbei an Männern und Frauen, die sich an einem offenen Feuer wärmen. In den Blick fallen offene Grillplätze, an denen Metzger Schafsköpfe anbieten, Kinder, die im Staub spielen, neben provisorisch wirkenden Behausungen und improvisierten Geschäften. Herrenlose Hunde streunen umher.

Wenngleich sich die TouristInnen hier subjektiv etwas Neuem gegenüber sehen, das für sie bisher jenseits der „üblichen“ südafrikanischen Urlaubswelt lag, ist der Blick nicht unbefangen. Viele Eindrücke ähneln den von den westlichen Medien vorgefertigten Bildern. Sie porträtieren Afrika als ein Kontinent des Elends, in dem Menschen meistens in dörflichen Strukturen leben. Die Blicke betroffener und neugieriger Kinder in die Kamera sind ein klassisches Motiv und gehören zum abrufbaren Wissen. Vielfach werden die Eindrücke der Township-BesucherInnen diesen klischeehaften Afrikabildern entsprechen, wenn später zu Hause die Fotos von den Hütten und im Staub spielenden Kindern als Beweis des Elends vorgezeigt werden. Selbst Freunde und Verwandte, die noch nie in Afrika waren, werden nicht an der Authentizität zweifeln, da ihre Vorstellungen über „das wirkliche Afrika“ eine Bestätigung erfahren. Das authentische Bildmaterial fungiert als Entschädigung für die Peinlichkeit, die mit dem voyeuristischen Charakter der Township-Touren verbunden ist. Die von den Tourguides für die Township-TouristInnen benutzte Bezeichnung „interkulturelle Brückenbauer“ hat ähnlich entlastende Wirkung.

Alternative Formen des Erinnerns

Jenseits der kommerziellen Township-Touren gibt es auch selbst organisierte Projekte, die sich auf andere Weise sozialen und politischen Ansprüchen verbunden fühlen. Das 1997 gegründete *Direct Action Centre for Peace and Memory (DACPM)* besteht aus ehemaligen

Kombattanten der ANC-Befreiungsorganisation *Umkhonto we Sizwe (MK)*. Viele der Aktiven sind Mitte der achtziger Jahre in den Untergrund gegangen und waren an den Kämpfen und Kriegen in Südafrika und Angola beteiligt. Sie gehören zu einer „lost generation“ von ehemaligen FreiheitskämpferInnen, die im neuen Südafrika keinen Platz gefunden haben. Vielfach hoch traumatisiert, stehen zahlreiche ehemalige Kombattanten heute ohne Schulausbildung und lebenswerter Perspektive da.

Ein wichtiger Arbeitsbereich des Zentrums sind die *Western Cape Action Tours (WECAT)*. Die Touren legen den Schwerpunkt auf eine alternative Geschichtsschreibung der Kapregion und Südafrikas, die die subjektiven Erfahrungen der AktivistInnen mit dem Apartheid-Regime und ihr Engagement im Widerstand als Ausgangspunkt nehmen. So beginnen die „Journeys of Rememberance“ nach einer Einführung über die Geschichte der Stadt. Wichtige Anlaufpunkte sind Orte, an denen bedeutsame Ereignisse des Anti-Apartheid-Kampfes stattgefunden haben. Diese unsichtbar erscheinenden Orte des Widerstands sind nicht zu markierten nationalen Gedenkstätten geworden, sie nehmen aber dennoch im kollektiven Gedächtnis der Township-BewohnerInnen einen wichtigen Platz ein.

Die Herangehensweise des DACPM verweigert sich so einem Umgang mit Geschichte als funktionaler Bestandteil eines Nationbuilding-Projekts. Orte wie die Gefängnisinsel Robben Island vor der Küste Kapstadts lassen die alltagsrassistischen Erfahrungen der Mehrheit der südafrikanischen Bevölkerung zugunsten einer Repräsentation des Martyriums und des Widerstands der Führer wie Nelson Mandela in den Hintergrund treten. Die Museumsanlagen auf dem Festland und der Insel hinterlassen den Eindruck einer abgeschlossenen, bewältigten Geschichte, während die Folgen der Apartheid in der Gesellschaft noch deutlich zu spüren sind.

Anders als bei den anfangs geschilderten Township-Touren werden bei den Besuchstouren der WECAT ebenso Weiße Stadtgebiete durchfahren und die Bedingungen ihrer Entstehungsgeschichte erklärt und kommentiert. Somit wird nicht nur Schwarzsein thematisiert, sondern auch die sozialen Implikationen von Weißsein in den Kontext der segregierten Stadtstruktur Kapstadts eingewoben. Die Fahrt führt z.B. durch Pinelands, einem wohlhabenden Weißen Vorort mit ansehnlichen Häusern, Vorgärten und mehr als einem Auto vor den Garagen. Der Tourleiter erzählt, wie es zu diesem Wohlstand aufgrund der Apartheidrealität kommen konnte: Weiße Menschen

waren, unabhängig von ihrer Qualifikation, aufgrund der so genannten „Job Reservation“-Politik vor der Konkurrenz Schwarzer Arbeiter und Angestellter geschützt. Ihre gesellschaftliche Privilegierung erzeugte ihren Wohlstand, der aufgrund des rassifizierten Kapitalismus auf Kosten der Schwarzen Bevölkerung ermöglicht wurde.

In direkter Nähe zu Pinelands liegt Langa, eins der ältesten Townships Kapstadts, welches bereits in den 1920er Jahren gegründet wurde. Bei der Tour verweist der Leiter auf die Geographie der Trennung, die Kapstadt hundertfach durchzieht. Obwohl beide Stadtteile direkt aneinander grenzen, sind sie durch Bahntrassen, Zäune und Highways in einer Weise abgesondert, die trotz der gegenseitigen ökonomischen Abhängigkeiten und sozialen Verbindungen kaum eine Wahrnehmung als gemeinsamen sozialen Raum erlaubt. Die Touren versuchen somit, der Naturalisierung der rassistischen Topographie Kapstadts in der Post-Apartheids-Zeit, die sich eben auch in einer isolierten Betrachtung von Orten widerspiegelt, eine Praxis der Dekonstruktion entgegenzusetzen. Durch eine politische Reflexion der Touren versuchen die Tourleiter von WECAT einen Umgang mit touristischen Angewohnheiten zu finden, die sonst leicht die Township-BewohnerInnen entmündigen und zu Objekten herabsetzen können.

In den Townships werden die Touren nicht nur kritisch beurteilt. Zum Einen bestehen ökonomische Abhängigkeiten seitens einiger BewohnerInnen und zum Anderen werden die Touren als ein Vehikel begrüßt, die Geschichte des Anti-Apartheid-Kampfes erzählen zu können und die ökonomische und räumliche Marginalisierung in Ansätzen aufzuweichen.

Township reversed

Der hegemoniale Umgang mit der Geschichte der Townships wird wieder einmal in der Tourismuswerbung offensichtlich: Im Jahre 2003 warb der Fernsehsender SABC 1 für sein Relaunch, das den ehemaligen Apartheid-Sender auf junges Township-Publikum ausrichtete, mit einem Spot, der die Verhältnisse auf den Kopf stellte. Darin waren gut gekleidete Schwarze Frauen zu sehen, die sich in einem großen Bus durch ein Weißes Township bewegen. Kleine Weiße Kinder winken ihnen zu, Weiße Männer stehen alkoholisiert und planlos am Straßenrand herum und die in einen kleinen Minibus gequetschten Weißen Mamas schauen, als würden sie gerne ihren Sitzplatz gegen einen in dem komfortablen Bus der Schwarzen Township-touristen eintauschen wollen.

Die Umkehrung des Verhältnisses von Schwarz und Weiß schien die Schmerzgrenze des Erträglichen für einige Weiße Südafrikaner überschritten zu haben. Nach Protesten wurde der Werbespot aus dem Programm genommen. Die kommerziellen Township-touren hingegen existieren immer noch.

Chandra-Milena Danielzik ist Studentin der Politikwissenschaft und Mitglied von AfricAvenir International e.V.

Romin Khan ist Sozialwissenschaftler und arbeitet zu Sozialen Bewegungen in Südafrika

Ein Gespräch zur Kritischen Weißseinsforschung in Deutschland

Interview mit Susan Arndt, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie arbeitet an einer Habilitationsschrift zum Thema Konstruktionen von Weißsein und (afrikanische) Literatur und ist Mitherausgeberin des Sammelbandes „Mythen, Masken und Subjekten – Kritische Weißseinsforschung in Deutschland“.

AfricAvenir: Kannst Du uns in zwei Sätzen sagen, was Kritische Weißseinsforschung (KWF) in Deutschland macht?

S. Arndt: In zwei Sätzen? Gegenstand der Kritischen Weißseinsforschung ist letztlich Rassismus, und zwar mit einer gewendeten Perspektive oder Schwerpunktsetzung in Richtung auf die Subjekte, die Akteure des Rassismus: weiße Menschen, Kulturen und Wissensarchive. Die Rassismusforschung hat bislang vor allen Dingen den Fokus auf Schwarze und die Auswirkung des Rassismus auf Schwarze Menschen und Kulturen gerichtet. Die KWF stellt keinen Ersatz der tradierten Rassismusforschung dar, sondern bietet eine Perspektiverweiterung an.

AfricAvenir: Wie hat es in Deutschland angefangen. Ist das aus dem anglo-amerikanischen Raum 'übergeschwappt' oder gab es Afro-deutsche Aktivist/innen und Theoretiker/innen, die das hier begonnen haben?

S. Arndt: Ich glaube, es sind ganz verschiedene Kontexte, aus denen sich die KWF konstituiert.

Zum einen gehört die kritische Auseinandersetzung mit Weißsein von jeher zu einer Schwarzen kritischen Perspektive in der Auseinandersetzung mit Weißen und Weißsein, wie man etwa an literarischen Texten, Dialogen, an überlieferter Musik oder anderen Erzählungen sieht. Eine Auseinandersetzung mit Weißsein gab es schon immer von Schwarzen. Das geht in Europa, auch in Deutschland, zurück bis ins 17./18. Jahrhundert.

Die andere Tradition, aus der sich die KWF speist, ist eine politische. Es war in Schwarzen politischen Bewegungen immer auch wichtig, sich mit Weißen zu beschäftigen. Wenn man sich aus einer Schwarzen politischen Perspektive mit Rassismus beschäftigte, hat man sich automatisch damit auseinandergesetzt,

wie sich Weiße verhalten, welche Denkmuster dahinter stehen und was das impliziert, d.h. welche Gewaltmomente es hat u.ä.

Die dritte Ebene ist erst die akademische. Da ist die Auseinandersetzung in Deutschland jetzt auch bei Weißen angekommen, was positiv ist, aber auch eine gewisse Gefahr in sich birgt, so unter dem Motto. „Jetzt beschäftige ich mich mal fünf Monate mit Weißsein, das finde ich jetzt gerade ganz spannend und dann mache ich danach wieder was anderes.“ Dabei besteht die Gefahr, dass sich die Forschungen dem Schauplatz politischer Spannungen entziehen, die diesem Thema ja einverleibt sind. Wenn man über Weißsein so spricht, dass es Weißen nicht weh tut, dann hat die kritische Reflektion noch Reserven. Dabei ist eine kritische akademische Auseinandersetzung mit Weißsein, auch und gerade aus einer kritischen weißen Perspektive, sehr wichtig.

Die akademische Auseinandersetzung mit Weißsein in Deutschland hat zunächst weniger Anleihen aus den Schwarzen politischen und literarischen Traditionen bezogen, die es in Deutschland und in Europa dazu gab. Diese frühen kritischen Auseinandersetzungen mit Weißsein sind sehr stark von der akademischen Diskussion aus den USA inspiriert worden. Die ersten akademischen Texte zu Weißsein stammen vor allem von weißen Leuten, die entweder Amerikanist/innen waren und dadurch mit den akademischen Debatten in den USA vertraut waren oder die in den USA gelehrt und gelebt haben. Dagmar Schultz ist ein Beispiel für eine der ersten Deutschen, die sich in Deutschland mit Weißsein beschäftigt und ihr akademisches Denken auch politisch gelebt haben.

Diese akademische Neuorientierung hin zu Weißsein kam sehr stark auch aus den Gender Studies heraus, die sich prinzipiell stark an US-amerikanischen Diskussionen orientierten. Ich bin mir sicher, dass die

KWF stagnierte, solange das ein rein weißer akademischer Raum blieb, der den spezifischen Kontexten in Deutschland nicht Rechnung zu tragen versuchte. Ende der 90er Jahre gab es Ansätze, in denen vor allem die Prozesse aus den USA adaptiert worden sind, ohne diese auf die Besonderheiten, die sich aus dem deutschen Kontext ergeben, herunterzubrechen. Das ändert sich jetzt. Und durch die kritische Herausforderung Schwarzer Deutscher oder afrikanischer Akademiker/innen im deutschsprachigen Raum ist es zudem zu einer Loslösung gekommen von der Fokussierung auf Weißsein in der Form, in der es Weißen nicht wirklich weh getan hat, in der man nicht versucht hat, von politischen Prozessen zu abstrahieren, und relativ abstrakt geschrieben hat. Ich glaube, dass jetzt in Deutschland ein Punkt erreicht ist, an dem es sehr viele Strömungen innerhalb der KWF gibt, die mehr oder weniger stark eine politisch interessierte Wissenschaft entwickeln.

AfricAvenir: Gibt es Kritik an KWF von Personen, denen es auch darum geht, gegen Rassismus vorzugehen, und die die Du für berechtigt hältst?

S. Arndt: Eine Kritik, die ich nicht berechtigt finde, ist, dass Weiße in dieser Weißseinsforschung essentialisiert werden würden und dass die Gefahr bestünde, wieder biologistisch hergestellte Muster zu tradieren und neu festzuschreiben. Was natürlich richtig ist, ist, dass Weißseinsforschung von einem Konstrukt ausgeht, was auf ‚Rassen‘theorien zurückgeht und insofern auf eine Konstruktion von ‚Hautfarben‘ aufbaut, aber eben mit einem gewendeten Verständnis von Weißsein und ebenso mit einem gewendeten Verständnis von ‚Rasse‘. Ich habe da das Konzept des ‚racial turn‘ für mich fruchtbar gemacht. Es beschreibt die doppelte Denkbewegung, die weg von ‚Rasse‘ als biologistischem Konstrukt und hin zu Rasse als kritischer Wissenskategorie führt und soziale Positionen von Weißsein kritisch reflektiert. Freilich, Weißsein ist eine sehr komplexe und dynamische soziale Position. Doch wenn man das so weit spinnt, zu sagen, dass Weißsein verhandelbar ist und sowieso durch andere Diskriminierungserfahrungen fragmentiert wird, dann laufen wir Gefahr, einer Inflation das Tor zu öffnen, die dann doch schnell zu einer Weißseinshierarchisierung und einer Gutmenschen-Rhetorik führt, so unter dem Motto: „Ich bin eine gute Weiße, weil ich ja als Frau selbst diskriminiert werde und außerdem schon kritisch über meine Privilegien nachgedacht habe.“ Dann ist frau auch schnell bei dem Argument: „ich bin ja nicht so weiß wie andere, ich bin vielleicht gar nicht mehr weiß.“ Die Gefahr besteht, dass Weißsein in eine Beliebigkeit überführt wird, in eine politisch und methodische

Beliebigkeit. Ich glaube, dass die Kritische Weißseinsforschung so wie die Gender Studies etwa auch verschiedene Phasen durchlaufen muss, in denen man mehr oder weniger von einem festen Verständnis von Weißsein ausgehen kann. Ich glaube, wir sind ganz am Anfang und es ist jetzt wichtig, sich darüber zu verständigen, was Weißsein historisch und von der Wissenstradierung und -archivierung her konstituiert. Wenn ein weitgehender Konsens über die akademische Welt hinaus besteht, dass Weißsein als Identifikationsstrategie für Weiße in Deutschland und auch in Europa allgemein Bedeutung hat, dann können wir anfangen, dieses Wissen auch wieder zu brechen. Vorher halte ich diese Kritik, dass wer über Weißsein spricht und es als relational dem Schwarzsein gegenüber positioniert ansieht, essentialisieren würde, zwar für in bestimmter Hinsicht berechtigt. Doch ich halte es für viel zu gefährlich, der Überwindung der KWF das Tor zu öffnen, bevor Weißsein überhaupt problematisiert und über enge Grenzen von Fachleuten und Engagierten hinaus diskutiert worden ist. Wir benötigen ein Bewusstsein für Weißsein mit all den Problem- und Fragenkomplexen, die es enthält und die es zu debattieren gilt – wissenschaftlich und politisch gleichermaßen.

Der andere Kritikpunkt, der eng damit zusammenhängt, ist der, dass Weiße über die KWF wieder ins Zentrum gerückt werden. Diese Kritik macht darauf aufmerksam, dass man methodisch reagieren muss. Man muss genau diese methodischen Grundfragen immer wieder aufwerfen, nicht nur sporadisch, sondern systematisch und kontinuierlich. Dabei muss man das richtige Maß finden, über Weißsein zu sprechen, ohne es als Norm zu setzen, und dabei den Bezug zu kritischen Schwarzen – politischen und akademischen – Perspektiven herstellen, ohne sie sich einfach nur anzueignen. Einfach nur Toni Morrison zu zitieren und zu sagen, dass das jetzt das ist, was ich denke, reicht nicht aus und wäre im Prinzip fatal. Eine gute Grundlage ist eine reflexive Einbindung der – in meinem Fall – eigenen weißen Forscherposition, um Weißsein nicht zu rezentrieren, sondern zu erschüttern und zu resituieren. Es geht um Irritationen in der Wahrnehmung des eigenen Weißseins und des kollektiven Weißseins. Dann führt die Beschäftigung mit Weißsein eigentlich nicht zu einer Rezentrierung, sondern eben zu einer Erschütterung und zu einer Reformulierung von Geschichte und Gegenwart.

Der dritte Kritikpunkt kommt eher nicht aus den Kreisen der KWF und ist auch politisch angelegt. Dabei handelt es sich um den Vorwurf, es wäre eine viel zu engagierte, emotionale politische Wissenschaft. Übersetzt bedeutet das, die KWF als unwissenschaft-

lich zu deklarieren und eine Versachlichung einzuklagen, die Forscher/innen der KWF in eine Defensivposition bringt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine kritische Auseinandersetzung mit Weißsein emotional unengagiert ausfallen und neue Horizonte erschließen kann. Im Übrigen liegt es hier nahe, als forschendes und politisches Subjekt durchaus unaufgeregt zu bleiben, denn es ist ja nur eine zu banale Erkenntnis, dass neue Wege, Methoden, Ein- und Ansichten immer dornenreichen Wege zurückzulegen haben, ehe sie ein solches Maß an Anerkennung gefunden haben, die den Protagonist/innen wenigstens annähernd ausreichend erscheinen. Wir stehen in Deutschland noch ganz am Anfang, für Weißsein überhaupt ein Bewusstsein in Politik, Gesellschaft und auch Wissenschaft zu schaffen. Insofern haben wir, die wir uns mit unseren je eigenen Mitteln dafür engagieren, noch einen langen Weg vor uns, der uns weder immer neuen Rückschlägen noch vielfältigen Marginalisierungsversuchen ersparen wird.

AfricAvenir: Was sind eigentlich die politischen Ziele bei der Auseinandersetzung mit Weißsein?

S. Arndt: Wie ich schon vorhin angedeutet habe, halte ich nichts von Ansätzen, die von einer Verhandbarkeit von Weißsein ausgehen. Die eine Ebene bei dieser These ist, dass man immer historisch auf die Iren und Irinnen und Osteuropäerinnen und Osteuropäer im US-amerikanischen Kontext oder auf Weiße im kolonialen Kontext, die mit dem rassistischen Begriff „Kaffer“ bezeichnet wurden, blickt. Das beweise, dass Weißsein weggenommen werden kann und dass Weißsein nicht in dem weißen Kollektivkörper eingeschrieben ist, sondern für jedes Individuum einen gewissen Verhandlungsspielraum darstellt. Dieser Ebene widerspreche ich insofern, als es eher so ist, dass es verschiedene Positionen innerhalb des Weißseins gibt, die sich alle um ein weißes Zentrum, um ein weißes Masternarrativ bewegen, aber die doch die Umlaufbahn des Weißseins nie verlassen. Sie werden maximal an die Peripherie verwiesen. und auch die so genannten „verkafferten“ Weißen wie in Heart of Darkness von Joseph Conrad oder in „Tarzan“ sind eben immer wieder unterwegs in Mission für das weiße Kollektiv. Dies geschieht stets in klarer Abgrenzung gegenüber Schwarzen. Sie haben immer eine Machtposition, egal wie peripher sie im Weißsein selbst gesetzt sind. Und wenn Tarzan nach Europa käme, mag er ein Exot sein, doch er ist ein Weißer. Das würde Robinson Crusoes Freitag nicht zugebilligt werden.

Das Gegenstück zu dieser Position besteht darin, dass man diese Argumentation zum so genannten *new*

abolitionism benutzt. D.h., dass man daran glaubt, dass Weißsein, wenn man es genügend reflektiert, überwunden werden kann. Dies wird besonders auch dann angeführt, wenn Weißsein durch andere Diskriminierungskontexte und Ausschlussverfahren wie Gender oder Migrationshintergrund fragmentiert wird. Diese Annahme teile ich weder theoretisch-methodisch noch politisch. Für mich geht es politisch nicht darum zu sagen, dass ich mich mit Weißsein auseinandersetze, es begreife und dann nicht mehr weiß bin. Für mich ist die Auseinandersetzung mit Weißsein in dem Sinne politisch orientiert, dass es darum geht, sich bestimmte historische Prozesse bewusst zu machen und Weißsein als Wissenstradition und Machtposition zu identifizieren, die auf Traditionen aufbauen, die bis in die Antike zurückreichen. Deswegen können sie auch nicht einfach durch intensives Nachdenken unter Weißen überwunden werden. Das politische Ziel besteht darin, den vielschichtigen, nicht zuletzt machtpolitischen Kontext von Weißsein zu thematisieren und dadurch zum Beispiel sichtbar zu machen, dass Rassismus nicht nur Teil rechtsextremistischer Diskurse oder Bewegungen in Deutschland, sondern Teil des alltäglichen Sprechens und Handelns unter Weißen ist.

AfricAvenir: Wie du bereits erwähnt hast, gibt es unterschiedliche Strömungen in der Kritischen Weißseinsforschung. Dementsprechend kann man davon ausgehen, dass es nicht eine große Rassismusdefinition gibt, die der KWF zugrunde liegt. Was ist der Rassismusbegriff, auf dem deine Arbeiten aufbauen?

S. Arndt: Es gibt so viele Konzepte von Rassismus in der KWF wie es Forscher und Forscherinnen gibt. Aber was die KWF eingebracht hat, ist, dass Rassismusdefinitionen nicht im Passiv formuliert werden – also Rassismus dann vorliegt, wenn Schwarze diskriminiert werden –, sondern dass das Subjekt dieser Denk- und Verhaltensprozesse sichtbar gemacht wird, indem man eben definiert, Rassismus ist, wenn Weiße aufgrund von weißer Rassentheorie, die im Kontext der Aufklärung von weißen Theoretikern und Theoretikerinnen entwickelt worden sind, Schwarze diskriminieren zur Legitimation von Weißen und zur Verteidigung von Privilegien von Weißen. Ich habe das ‚weiß‘ jetzt etwas überstrapaziert, um die Blickrichtung zu verdeutlichen.

Ich selber arbeite mit der Rassismusdefinition von Albert Memmi. Er zeigt unter anderem, dass Rassismus eine Erfindung von Weißen ist, eine Erfindung von Grenzen. Aus einer Vielzahl von zumeist visuell sichtbaren körperlichen Merkmalen haben weiße

Natur- und Geisteswissenschaftler einzelne (wie etwa die ‚Hautfarbe‘) selektiert, dichotomisiert und zu einem ‚natürlich gegebenen‘ und relevanten Kriterium der Unterscheidung erklärt. Und diese Unterschiede werden dann verallgemeinert, verabsolutiert und gewertet. Was mir daran wichtig ist, ist zum ersten, dass Unterschiede zwischen ‚Rassen‘ imaginiert, reine Erfindungen darstellen und ich auch das Sprechen von ‚Hautfarben‘ als Erfindung ansehe und deshalb im Kontext von Rassismus das Aufrufen von ‚Hautfarben‘ nicht nur vermeide, sondern als kontraproduktiv, im eigentlichen Sinne als rassistisch begreife. Dabei geht es nämlich eben nicht um ‚Hautfarben‘. Es geht um ‚Rassen‘, die erfunden worden sind auf der Basis von körperlicher Grenzziehung, die wir aufgebaut haben, aber die zugleich auch zusammen gedacht wurden mit anderen imaginierten körperlichen Grenzziehungen und immer auch mental interpretiert worden sind. Deshalb ist ‚Hautfarbe‘ eine Hierarchie implizit, die letztlich im Weißsein eine Norm setzt, die historisch und aktuell fatale Auswirkungen zeitigte. Selbst die gern aufgerufene Behauptung, Menschen aller ‚Hautfarben‘ seien gleich, reproduziert, was sie zu überwinden vorgibt. Denn diese Behauptung baut auf dem Postulat auf, dass es ‚Hautfarben‘ gäbe. Diese aber ist eine historisch ganz klar identifizierbare machtpolitische Erfindung, und es ist wichtig, dass man das herausstellt. Ich glaube, da kann die KWF einen wichtigen Beitrag leisten. Und das zweite, was ich an Memmi sehr wichtig finde, ist, weiße Subjekte als Agens und als Motor von Rassifizierungsprozessen zu begreifen und den Machtkontext dabei deutlich zu herauszuarbeiten; was eben die Möglichkeit ausschließt, dass auch Weiße Rassismus erfahren können. Ich kann nur davor warnen, Rassismus mit anderen Diskriminierungsformen zu vermischen! Natürlich können auch Weiße diskriminiert werden, aber das kann nie Rassismus sein. Diese Auffassung wird von breiten Teilen der KWF geteilt.

AfricAvenir: Nun zu unserer letzten Frage: Warum und wie unterscheidest Du zwischen Schwarzen und People of Color?

S. Arndt: Ich glaube, dass es, wenn man über Rassismus spricht, immer wichtig ist zu benennen, über welche Art von Rassismus gesprochen wird. Antiziganismus, Rassismus gegenüber Schwarzen im Kontext vom transatlantischen Sklavenhandel, Antislavismus, Antisemitismus. Das sind alles verschiedene Tradierungen und Diskriminierungsformen, die auf Rassen-theorien aufbauen. Man muss immer klar benennen, worüber man gerade spricht. Deswegen ist auch die Unterscheidung von Schwarzen und People of Color wichtig. Als People of Color bezeichnen sich zuneh-

mend Menschen, die über Marker des rassistischen Diskurses als Nicht-Weiße positioniert und auf dieser Basis diskriminiert werden, die aber weder zur afrikanischen Diaspora gehören noch in einem Land Afrikas leben. Ich finde diesen politischen Impuls plausibel und folge ihm gern. Dabei finde ich auch relevant, dass und wie das rassistische Wort ‚Farbiger‘ fragmentiert und angeeignet wird. So ist das auch mit Schwarze geschehen, der als Begriff gegen das ‚N-Wort‘ rebelliert und dies auch dadurch markiert, dass er auch als Adjektiv großgeschrieben wird. Hinzu kommt für mich die prinzipielle Einsicht, dass ich nicht nur politisch, sondern auch in der wissenschaftlichen Analyse die Selbstbezeichnungen handelnder Subjekte sehr ernst nehme. Solche Selbstbezeichnungen, welchen historischen oder aktuellen Ursprüngen sie auch entspringen mögen - dies meine ich jetzt auch ganz allgemein -, sind ja nicht nur zu respektieren, sie verraten auch oft viel über die politischen, emanzipatorischen Ansprüche. Und die KWF, um bei unserem Gesprächsgegenstand zu bleiben, ist letztlich eine Denk- und Forschungsrichtung, die, wie auch immer sie sich im einzelnen gerieren mag, ihre Existenz gerade und zuvörderst Perspektiven und Einsichten verdankt, die Schwarze Theoretiker und Theoretikerinnen, Politiker und Politikerinnen nicht nur entwickelt, sondern zunächst auch leidvoll erfahren haben.

AfricAvenir: Vielen Dank für das Interview.

Interview: Dieses Interview wurde am 18. Juli 2006 von Chandra-Milena Danielzik und Daniel Bendix geführt.

Rezension - „Weißsein im Widerspruch“ von Eske Wollrad

Daniel Bendix. Diese Rezension erschien zuerst in iz3w Nr. 293, Juni 2006

In den letzten Jahren hat sich in Deutschland eine Forschungsperspektive entwickelt, die sich selbst als „Kritische Weißseinsforschung“ charakterisiert. Inspiriert ist sie von den Arbeiten Schwarzer AutorInnen aus den USA (wie Toni Morrison oder bell hooks) und Schwarzen in Deutschland. Diese nehmen einerseits feministische Perspektiven auf Gesellschaft und Kultur ein, weisen aber andererseits in Abgrenzung zu feministischen Positionen, die die Geschlechterhierarchien als übergeordnet strukturierend sehen, auf die Bedeutung von „Rasse“ und Klasse als Aus- und Einschlusskategorien hin. Der Kritischen Weißseinsforschung geht es darum, nicht mehr nur die zu „Anderen“ Gemachten, also die Objekte von Rassismus, in den Blick zu nehmen, sondern sich der Analyse des Zentrums von Rassismus, der Subjekte von Rassismus also, zu widmen.

Diesen Perspektivwechsel vollzieht auch die weiße Autorin Eske Wollrad in ihrer Rassismusanalyse. In ihrem Buch „Weißsein im Widerspruch“ beschäftigt sie sich mit der Kategorie „Weißsein“ und ihrer Wirksamkeit in Geschichte, Theologie und Philosophie, in globalen Schönheitsvorstellungen, im Warenkapitalismus sowie im Hollywood-Film. Sie analysiert die Genese des Perspektivwechsels vom Blick auf das „Andere“ hin zu Weißsein und die Probleme, mit denen die Untersuchung von Weißsein im deutschen Kontext konfrontiert ist. Wollrad sieht den Ursprung der Weißseinsforschung in der Wissensproduktion von Schwarzen (besonders aus den USA) und deren Auseinandersetzung mit Rassismus, Sexismus und ökonomischer Ausbeutung. Sie ist sich der Gefahr bewusst, dass die Kritischen Weißseinsstudien durch weiße WissenschaftlerInnen usurpiert werden könnten.

Wollrad kritisiert die dominante Rassismusforschung in Deutschland. Diese sei dadurch gekennzeichnet, dass derzeitiger Rassismus als losgelöst von einer biologischen Vorstellung unterscheidbarer „Rassen“

analysiert und als „kulturalistisch“ bewertet wird. Zudem werde der Eindruck erweckt, es gäbe „nur“ Opfer von Rassismus, aber keine Subjekte, die diskriminieren und Vorherrschaft anstreben. Dies ermögliche es den weißen Forschenden, „sich selbst als objektiv Analysierende und neutral Außenstehende zu platzieren“. Aufgabe einer kritischen Weißseinsforschung sollte in Anlehnung an Toni Morrison sein, „den kritischen Blick vom rassistischen Objekt zum rassistischen Subjekt zu wenden; von den Beschriebenen und Imaginierten zu den Beschreibenden und Imaginierenden; von den Dienenden zu den Bedienten.“

Wollrad berichtet über eigene Erfahrungen in der Zusammenarbeit zwischen Schwarzen und Weißen und zeigt, warum diese zum Scheitern verurteilt ist, wenn auf Seiten der Weißen keine Auseinandersetzung über die eigene Motivation und das Interesse für antirassistische Arbeit und Probleme der Beschäftigung mit Weißsein stattfindet. Die Autorin verweist mehrmals auf die Gefahr der ahistorischen Essentialisierung von Weißsein, weshalb kritische Weißseinsforschung die Instabilität von Weißsein in historischer Perspektive herausarbeiten müsse. Im letzten Kapitel werden Materialien für antirassistische Arbeit aufbereitet, die den Fokus weg von der Bewusstmachung und Bearbeitung der eigenen Vorurteile gegenüber Menschen, die aufgrund ihrer dunklen Hautfarbe als „anders“ wahrgenommen werden, und hin zur kritischen Selbstreflexion der Position als Weiße/r in der deutschen Gesellschaft richten.

Auch wenn Wollrads Buch nicht (wie auf dem Buchrücken angekündigt) „erstmalig in deutscher Sprache“ die Normativität von Weißsein und dessen gewaltvolle gesellschaftliche Realität problematisiert – die Autorin betont ja selbst ihre Anlehnung an die Wissensproduktion von Schwarzen Deutschen und Schwarzen in Deutschland – so gelingt ihr die Aufgabe doch ausgesprochen gut. Sie zeigt anschau-

lich, dass Weißsein oft wenig mit Hautfarbe zu tun hat, sondern, abhängig von sozioökonomischen Bedingungen und Interessen, immer Verhandlungssache ist. So wurden z.B. Deutsche bei ihrer Migration in die USA zuerst nicht als Weiße angesehen. Weißsein konnte zugesprochen und aberkannt werden und wurde nicht selten gegen Schwarze erkämpft.

Leider wiederholen sich in dem Buch einige Passagen, was sicherlich der Tatsache geschuldet ist, dass mehrere Kapitel in veränderter Form bereits als Aufsätze oder in ihrer Dissertation erschienen sind. Nur einmal taucht ein Widerspruch auf, wenn Wollrad ohne Anführungszeichen von der „ethnischen Herkunft der Väter“ schreibt. Hier wird plötzlich doch wieder eine Vorstellung von essentiellen, an Körper gebundene Charakteristika aufgerufen. „Ethnie“ ist kein Konzept außerhalb rassistischer Denkstrukturen, sondern hat mehr oder weniger den mittlerweile verpönten Begriff „Rasse“ abgelöst. Wie groß selbst in einem solch kritischen und klugen Buch die Gefahr von Abwehrstrategien ist, zeigt sich auch bei Wollrads Analyse des Hollywoodfilms „Dangerous Minds“, der in einem US-amerikanischen Ghetto spielt. Mit diesem Beispiel wird der in Deutschland weit verbreiteten Ansicht Vorschub geleistet, man müsse erst anderswo hingehen, um die Rassismusproblematik analysieren zu können, da Deutschland nur kurz Kolonialmacht gewesen sei und es nur wenige Schwarze in Deutschland gebe. Die persönliche Distanz der LeserInnen zu rassistischen Strukturen, die im ganzen Buch abgebaut wird, kann so wieder aufgebaut werden.

Insgesamt ist das Buch ein wichtiger Beitrag für die Auseinandersetzung mit der Normativität von Weißsein und seinen gewaltsamen Effekten. Durch die gute Lesbarkeit und die klare Sprache liefert es AkademikerInnen, AktivistInnen und in der Bildungsarbeit Tätigen einen hervorragenden Einblick in die Thematik.

Eske Wollrad: Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion. Ulrike Helmer Verlag, Königstein / Taunus 2005. 230 Seiten, 20 Euro.

Daniel Bendix ist Politikwissenschaftler und Mitglied bei AfricAvenir International e.V.

Impressum

Herausgegeben von:
AfricAvenir International e.V.
Haus der Demokratie und Menschenrechte
Greifswalder Straße 4
10405 Berlin
www.africavenir.org

Redaktion:
AfricAvenir International e.V.

V.i.S.d.P.:
Chandra-Milena Danielzik
c/o AfricAvenir International e.V.
Haus der Demokratie und Menschenrechte
Greifswalder Straße 4
10405 Berlin

Gestaltung:
Nayeli Zimmermann

1. Auflage 2007

Mit freundlicher Unterstützung der Landesstelle für Entwicklungszusammenarbeit (LEZ) bei der Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen.

Editorial Rosa Amelia Plumelle-Urbe Von der kolonialen
Barbarie zur Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus Kum
'a Nduku Afrika in der NS-Planung eines groß-germanische
Reichs Katharina Oguntoye Afrikanische Zuwanderung nach D
Deutschland zwischen 1884 und 1945 Martha Mamozai Frauen u
Nationalismus – Eine weibliche Variante des „Herrenmensch
Chandra-Milena Danielzik und Romin Khan Statisten ih
ren Alltags. Townshiptouren in Kapstadt als Herausforde
rungen der Tourismuskritik Ein Interview mit Susan Arndt Ein G
espräch zur Kritische Weißseinsforschung in Deutschland Daniel
Rezeption – „Weißsein im Widerspruch“ von Eske Woll
Editorial Rosa Amelia Plumelle-Urbe Von der kolonialen Bar
barie zur Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus Kum'a Ndu
ku Afrika in der NS-Planung eines groß-germanischen Reich
s Katharina Oguntoye Afrikanische Zuwanderung nach D
Deutschland zwischen 1884 und 1945 Martha Mamozai Frauen u
Nationalismus – Eine weibliche Variante des „Herrenmensch
Chandra-Milena Danielzik und Romin Khan Statisten ih
ren Alltags. Townshiptouren in Kapstadt als Herausforde